

DER FELS

Raymund Fobes:
Großes hat der Mächtige an ihr getan 131

Monika Gräfin Metternich:
„Das Licht des ersten Tages –
Lob des Sonntags“ 135

Dr. Andreas Püttmann:
Heilsame Scheidung der Geister 140

Katholisches Wort in die Zeit

43. Jahr Mai 2012



INHALT

Raymund Fobes:
Großes hat der Mächtige an ihr getan .. 131

Franz Salzmacher:
Maria führt die Kirche an der Hand 133

Monika Gräfin Metternich:
„Das Licht des ersten Tages –
Lob des Sonntags“ 135

Dr. Andreas Püttmann:
Heilsame Scheidung der Geister 140

Dekan Ludwig Gschwind:
Wenn Bischöfe sich an ihre
Gemeinden wenden 144

Prof. Dr. Hubert Gindert:
Reformer und Wegbereiter
in der Kirche:
Erzbischof Johannes Dyba 145

Dr. Alois Eppele:
Rosenkranzübergabe 146

Prof. Dr. Reinhold Ortner:
1941: „Das sind keine wirklichen
Menschen!“ – und 2012? 147

Jürgen Liminski:
Aufkommende Ahnung vom
Niedergang 148

Weihbischof János Székely:
Was übersehen oder
verschwiegen wird 150

Auf dem Prüfstand 151

Zeit im Spektrum 153

Bücher 155

Leserbriefe 157

Veranstaltungen 158

Impressum „Der Fels“ Mai 2012 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild:
Erläuterung siehe Seite 158

Fotos: 131, 143 oben, 145 Archiv; 132 Fobes; 133, 134 Kirche in Not; 135, 143 unten R. Gindert; 136 Juan de Juanes Museo del Prado, Madrid; 137 Erzalbilas/wikicommons; 140, 141 KNA-Bild; 144 privat; 146 A.Eppele; 147 R. Ortner

Quelle S. 160: Thekla Hofer in Martyrologium „Zeugen für Christus“ II S.890 ff., hrsg.von H. Moll

Liebe Leser,

die Wahrheit kann jeder erkennen. Das ist keine Frage des Intelligenzquotienten, sondern vielmehr eine Frage der Bereitschaft, sich ihr unterzuordnen,

Die Wahrheit ist: Eine Eucharistiefeier unterscheidet sich dem Wesen nach von einem Wortgottesdienst. Die Feier der heiligen Messe gibt dem Sonntag als dem Tag der Auferstehung Christi seinen eigentlichen Inhalt. Weil die Unterschiede zwischen Eucharistie und Wortgottesdiensten nicht mehr klar sind, äußerte der Bischof von Augsburg in seinem Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2012: „Wir haben also Grund und Auftrag, jeder Entwicklung zu wehren, in deren Verlauf das Bewusstsein für die zentrale Bedeutung der sonntäglichen Eucharistiefeier verloren zu gehen droht.“ Der Augsburger Bischof hat in seiner Verantwortung für den Glauben angeordnet, dass an den Sonntagen, außer in Krankenhäusern und Altenheimen, keine Wortgottesdienste anstelle der Eucharistiefeiern stattfinden können. Warum greifen wir diesen Vorgang noch einmal auf? Deswegen, weil hier ein Grundproblem der Ortskirche deutlich wird. Die Folge der bischöflichen Anordnung beschreibt der Vorsitzende des Landeskomitees der Katholiken in Bayern Albert Schmid mit den Worten: „Augsburg werde zurzeit ‚gerüttelt und durchgeschüttelt‘ wie keine andere Diözese in Deutschland“ (AZ, 16.03.12). Für den 21. April wurde von der Initiative „Bistumsreform“ eine Protestkundgebung in Augsburg organisiert.

Die religiös-kirchliche Situation in der Diözese Augsburg unterscheidet sich nicht grundlegend von der in anderen Diözesen. Der scheinbare Unterschied kam ans Tageslicht, weil der Bischof Gehorsam für seine Entscheidung eingefordert hat. An diesem Beispiel zeigt sich das Resultat von Fehlentwicklungen der letzten Jahrzehnte: Der weit verbreitete Ungehorsam. Ausdruck dessen ist ein Verständnis, dass

von der Lehre der Kirche nur das akzeptiert wird, was jeweils einsichtig ist, ferner die Meinung, die Kirche sei eine demokratische Institution. Dieses Missverständnis erklärt, warum sich die Protestierer so verhalten, wie es in einem demokratischen Betrieb üblich ist. Hatte die Sprecherin der Grünen, Claudia Roth kürzlich verkündet, „Ich will keine demokratiefreien Räume in der Gesellschaft“, so hallte es wider in einem Leserbrief gegen den Augsburger Bischof: „Durch die Tageszeitung erfahren wir, dass die römisch-katholische Kirche keine Demokratie mehr ist, danach ist sie also eine Diktatur“ (Münchner Merkur, 07.03.12).

Maßnahmen in der Kirche sollen erläutert werden. Das geschieht. Der Bischof hat das mit einsichtigen Argumenten versucht. Aber wollen die Adressaten das auch hören?

Manche Katholiken sind der folgenlosen Grenzüberschreitungen in der Kirche überdrüssig. Sie fordern ein „Durchgreifen“, weil sie befürchten, dass Gläubige das „Untätigsein“ als Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit betrachten. Zweifellos haben die Bischöfe die Pflicht, Fehlentwicklungen zu korrigieren. Notfalls müssen sie auch Strafen aussprechen, wie sie nach dem Kirchenrecht vorgesehen sind. Die Ordnung muss wieder hergestellt werden. Gehorsam als innere Zustimmung lässt sich aber nicht erzwingen. Die Kirche ist keine Diktatur. Was ist zu tun? Die Ereignisse in der Diözese Augsburg zeigen, worum es in der Vorbereitung auf das „Jahr des Glaubens“ geht, nämlich um Umkehr zur Wahrheit, zur Lehre der Kirche und zur Bereitschaft, dafür auch in der Öffentlichkeit einzutreten.



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Großes hat der Mächtige an ihr getan

Der Mutter Gottes im Mai begegnen

Der Mai ist neben dem Oktober traditionell der Monat im Jahr, der mit einer besonderen Verehrung der Gottesmutter einhergeht. Die Tradition, Marienandachten gerade im Mai zu feiern, stammt aus der Barockzeit. Die ersten Maiandachten gab es wohl im 18. Jahrhundert in Italien. Später kam diese Tradition auch nach Deutschland. Papst Paul VI. legte der Kirche die Marienverehrung in Mai in seiner Enzyklika „Mense Maio“ von 1962 besonders ans Herz.

■ Maria führt zu Christus

Tatsächlich gibt es auch heute noch vielerorts im Mai die Andachten zur Gottesmutter. Die Marienverehrung ist gerade auf dem Land lebendig. Das aber kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass man sich in Deutschland mit der Verehrung der Gottesmutter schwer tut – vor allem von der Theologie her. Man ist mitunter zurückhaltend, um bei den kirchlichen Gemeinschaften der Reformation nicht anzuecken. Ist doch die Marienverehrung bei ihnen immer schon ein Stein des Anstoßes gewesen. Die Reformatoren hatten bekanntlich die Verehrung der Muttergottes strikt abgelehnt, weil sie meinten, dass dadurch die einzigartige Stellung Jesu Christi als Sohn Gottes verdunkelt würde. Wohl deshalb wird auch in manchen katholischen Kreisen alles vermieden, was auf eine Sonderstellung der Gottesmutter hindeuten könnte. Da redet man lieber von Maria als der „Frau aus dem Volke“ oder der „Mutter Jesu“ – von ihr aber als Mutter GOTTES zu sprechen oder sich gar zu ihrer Jungfräulichkeit zu bekennen, das geht manchen Seelsorgern und Katechetern deutlich zu weit.

In Wirklichkeit tut eine gute Marienfrömmigkeit der Christusver-

ehrerung überhaupt keinen Abbruch. Man hat heute sogar den Eindruck, dass es mitunter genau andersherum ist: Wenn man nicht mehr an Maria als die Mutter GOTTES glaubt, so ist es auch mit dem Glauben an die Göttlichkeit Jesu bald vorbei.

Doch schon die frühe Kirche hat von Maria als der „Theotokos“ gesprochen, also als derjenigen, die Gott zur Welt gebracht hat. Bischof Ignatius von Antiochien, der zu Beginn des Zweiten Jahrhunderts das Martyrium erlitt, begründete die Göttlichkeit Jesu aus der jungfräulichen Geburt durch Maria. Damit kann er sich auf die biblischen Texte bei Lukas und Matthäus berufen, die beide unabhängig voneinander und bei aller Verschiedenheit ihrer Aussagen diese Jungfrauengeburt benennen.

Ignatius ging es auch darum, durch die Gottesmutter die Gottheit Jesu gegen den jüdischen Glauben zu begründen, der in seinem strengen Ein-Gott-Glauben Jesus als Gottes Sohn rundweg ablehnt.

Auch hier wird wieder deutlich, wie wichtig das Kriterium der Gottesmutter Mariens für die Erklärung der Göttlichkeit des Sohnes ist. Gerade deswegen ist eine Marienverehrung heute sinnvoll, weil sie zum Geheimnis der Gottheit Jesu hinführt.

■ Maria: Vorbild im Glauben

Es lohnt sich aber auch, auf Maria zu schauen, weil sie ein strahlendes, ja wohl das strahlendste Vorbild im Glauben ist. Kardinal Leo Scheffczyk



Ikone Maria Wegweiserin (Ukrainische Katholische Universität in Rom)

hat einmal bei einem Vortrag während der Theologischen Sommerakademie in Dießen (2004) auf ein ganz zentrales Phänomen im Glauben Mariens hingewiesen. Er weist darauf hin, dass dieser Glaube all ihrem Tun vorausging, sodass die Gottesmutter „Christus zuerst im Glauben empfang, bevor sie ihn leiblich aufnahm“. Das bedeutet, dass Maria nicht erst durch die Heilstaten ihres Sohnes zum Glauben kam, sondern dieser Glaube vorausging und schlussendlich wohl auch der Grund für ihre Erwählung war. Kardinal Scheffczyk fragt aber auch, ob nicht unser Glaube dagegen heute oft klein ist. Er gibt zu bedenken: „Vielfach hat man heute den Eindruck, dass der Glaube mehr aus einer Reflexion über die Wahrheit besteht, als in einer beherzten und unbedingten Annahme der göttlichen Wahrheit selbst.“

Im Grunde gilt also der Gottesmutter die Seligpreisung des Auferstandenen „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (Joh 20,29).

Durch Maria sind auch wir herausgefordert, so zu glauben wie sie. Weil Gott sie erwählt hat, Mutter des Erlösers zu werden, dürfen wir sicher sein, dass der Glaube Mariens der ist, der Gott gefällt. Wie aber sieht dieser Glaube aus? Es ist ein Glaube, der von

einem ganz starken, ja für den heutigen Menschen geradezu unglaublichen Vertrauen geprägt ist. Der heutige Mensch, der vor allem durch die Naturwissenschaften und seine Sinne geprägt ist, neigt zur Skepsis, gerade was die grundlegenden Glaubenssätze des Christentums betrifft.

Doch auch Menschen, die intensiv mit der Kirche leben, sind nicht gegen die Versuchung gefeit zu fragen: „Kann ich Gott wirklich vertrauen?“ Sogar Heilige erlebten solche Stunden der Dunkelheit. Mit der Vernunft allein können wir diese Dunkelheit nicht erhellen.

■ Die Botschaft des „Magnificat“

Die Vernunft, die Reflexion ist wichtig, um den Glauben zu erhärten, um zu widerlegen, dass er nur unvernünftig ist. Aber um den Glauben zu stärken, ist es nötig, im Vertrauen zu wachsen. Und dazu ist es unerlässlich, auf Gott zu schauen, mit ihm zu sprechen und ihm zu begegnen, so wie es Maria immer wieder getan hat. Lukas hat uns das Gebet überliefert, das sie gesprochen hat, als sie während der Schwangerschaft ihre Cousine Elisabeth besuchte.

Dieses „Magnificat“ gehört heute zu jedem Abendgebet der Kirche, zur Vesper. Denn auch unseren Glauben kann dieser Lobpreis Mariens stärken. Es lohnt sich darüber nachzudenken, wie Maria Gott gepriesen hat: „Meine Seele preist die Größe des Herrn, und mein Geist jubelt über Gott meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut, siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.“

Der Lobpreis Mariens kommt von ganzem Herzen. Sie weiß, dass alles von Gott kommt. Er rettet, er tut Großes an uns. Wir können uns nicht selbst retten, das zeigt schon unsere Sterblichkeit. Denn Gott ist sogar der Herr über den Tod, er wird uns davor retten – und vor vielem anderen. Die Konsequenz für uns ist, nicht Gott zu spielen, die Urversuchung des Menschen. Wir können nicht mit Mehrheitsentscheidungen darüber bestimmen, was gut oder böse ist. Schon gar nicht dürfen wir über das Leben des Menschen entscheiden, was heute gerade bei der Tötung des ungeborenen Lebens immer wieder geschieht. Hier zeigt sich, wie fatal es ist, wenn wir anfangen, Gott zu spielen und keine größere Instanz über uns anerkennen.

Die Gottesmutter nennt im „Magnificat“ nun aber die positive Alternative zum „Gott spielen“: Es geht darum, Magd und Diener Gottes zu sein. In dieser Haltung wird mir bewusst, dass ich mich Gott zu verdanken habe, dass alles Gute von ihm kommt. Ich werde gern Diener sein, bereit sein, mich auf ihn einzulassen, weil ich weiß, dass die Größe des Herrn seine Liebe ist. Maria hat das begriffen. Sie blieb Gott treu bis zum Tod am Kreuz. Heute preisen sie in der Tat selig alle Geschlechter, weil sie Urbild der Treue des Menschen zu Gott geworden ist, angefangen mit dem „Ich bin bereit“ bei der Verkündigung durch den Engel. Als Urbild ist sie auch Vorbild, Vorbild für die ganze Kirche. Denn die Kirche soll und muss auch bereit sein für das Wort Gottes. Ihre Haltung ist die, die Maria bei der Hochzeit in Kana an den Tag legte: „Was er – Jesus – sagt, das tut!“

In der Tat: Die Kirche muss marianisch sein, weil sie offen und bereit sein muss für Gottes Wort. Und sie ist nur dann Kirche, wenn sie diese Offenheit besitzt. Jedes Glied der Kirche, jeder Getaufte tut darum gut, sich an der Gottesmutter zu orientieren. □



„Was ER sagt, das tut.“
– Maria bei der Hochzeit von Kana, Glasfenster in der Wallfahrtsbasilika Werl, Westfalen

Franz Salzmacher:

Maria führt die Kirche an der Hand

Wie die Gottesmutter die Herzen der Menschen bewegt:
Beispiel Kuba und Mexiko / Klare Worte des Papstes

Ihrer Fürsprache wird der Sieg im spanisch-amerikanischen Krieg 1898 und damit die Unabhängigkeit von Spanien zugeschrieben. Das Volk verehrte Maria auch während der kommunistischen Diktatur unter Fidel Castro. „Sie ist das geistliche Herz aller Kubaner“ und „selbst für Nichtgläubige ein Symbol kubanischer Nationalität und Kultur“, so beschreibt der Erzbischof von Santiago de Cuba die kleine Marienstatue, die als Patronin von Kuba und als „Jungfrau der Barmherzigkeit“ bekannt wurde. Selbst hochrangige Militärs und Politiker nehmen an den Marienprozessionen teil. Nach dem Papstbesuch Ende März erst recht.

Der Überlieferung nach fanden 1612 drei Jungen die Marienfigur auf den Wellen treibend in der Bucht von Nipe. Als die Fischerjungen die Statue aus dem Wasser fischten, war sie trocken. Auf ihrem Sockel stand: „Ich bin die Jungfrau der Barmherzigkeit.“ Die Jungen rannten mit ihrem Fund nach El Cobre, dort war die Freude groß. Die Gläubigen bauten einen Altar und eine Kapelle. Das ist 400 Jahre her, und zum Gedenken daran wanderte das gerade 30 Zentimeter große Gnadenbild bis Dezember 2011 anderthalb Jahre lang durch alle Diözesen der Insel.

Die jahrzehntelange atheistische Propaganda des ersten kommunistischen Staats der westlichen Welt hat ihre Spuren hinterlassen. Auf der Insel leben zwar offiziell 6,7 Millionen Katholiken – und zusammen mit den evangelischen Christen machen sie 69,9 % der Gesamtbevölkerung aus – doch viele praktizieren ihre Religion nicht. Das scheint allerdings ein vorübergehender Zustand zu sein, denn die Verehrung der Jungfrau nimmt zu. Alljährlich pilgern mindestens eine halbe Million Menschen zum Nationalheiligtum in Cobre. Hier stehen neben der Wallfahrtskirche ein Gäste-

haus, ein Schwesternhaus für die fünf Hermanas Sociales, die das Nationalheiligtum betreuen, ein kleines Konventgebäude der kontemplativen Missionsschwestern der Nächstenliebe, ein ehemaliges Pfarrhaus und ein Exerzitien- und Tagungshaus, das auch heute noch das einzige Bildungszentrum der Kirchenprovinz ist. Seit mehr als einem halben Jahrhundert wurde jedoch nicht umfassend renoviert. Teilweise waren die Häuser von den Kommunisten zweckentfremdet worden. Die Jungfrau aber blieb, und die Kubaner blieben ihr treu.

Kurz vor dem Besuch des Heiligen Vaters im März wurde ein Vorplatz, ein Kreuzweg und eine Mehrzweckhalle in Cobre fertiggestellt. Die Kapelle, die dem Heiligen Vater zur Verfügung stand, ist auch Anlaufpunkt für die Bewohner des angrenzenden Hauses der Begegnung, dem ehemaligen Priesterseminar, das dem hl. Basilius gewidmet ist. Das Haus, in dem der Heilige Vater logierte, ist Teil des Renovierungsprojekts, das die Wallfahrtskirche und die ihr naheliegenden Gebäude umfasst und ist für Priester im Ruhestand bestimmt. Mit einer Kampagne unter dem Motto „Von jedem Kubaner einen Peso – für die Jungfrau von El Cobre“ hoffen die Bischöfe, wenigstens zehn Prozent der Kosten für die Renovierung des Wallfahrtzentrums hereinzuholen. Weitere Spenden erhofft man sich von Exilkubanern. „Kirche in Not“ trug mit 100.000 Euro zu notwendigen Restaurierungen bei.

Das Zimmer des Heiligen Vaters war denkbar schlicht eingerichtet: ein Bett ohne Kopfende mit einer beigefarbenen Überdecke, ein Kreuz an der Wand, ein Nachttisch mit Lämpchen und ein kleiner Tisch fürs Telefon. Nach seiner Privatmesse in der Kapelle des Seminars „Heiliger Basilius der Große“ erreichte Papst Benedikt XVI. das Marienheiligtum, wo er von Dio-

nisio García Ibáñez, Erzbischof von Santiago de Cuba, und dem Rektor empfangen wurde. Im Heiligtum verweilte der Papst zunächst vor dem Allerheiligsten, danach betete er kniend vor der Figur der Jungfrau. Mit dem Anzünden einer Kerze leitete er das Marianische Jubiläumsjahr ein, das anlässlich der 400-Jahr-Feier der Aufindung des Gnadenbildes ausgerufen worden war.

Seit dem Besuch im Jahr 1998 von Papst Johannes Paul II., der die Jung-



Kuba: Die Jungfrau der Nächstenliebe in Cobre

frau krönte, hat Kuba seine strengen Auflagen gegenüber der katholischen Kirche schrittweise gelockert. Nach dem Besuch von Benedikt XVI. wurde der Karfreitag wieder als Feiertag anerkannt. Fidel Castro und sein Bruder Raúl Castro, der 2008 die Staatsämter übernahm, äußerten schon im Vorfeld freundschaftliche Worte gegenüber dem Heiligen Vater. Benedikt XVI. ließ sich nicht blenden. Wahrer gesellschaftlicher Fortschritt brauche eine Ethik, die den Menschen in den Mittelpunkt stelle und seine echten

Bedürfnisse berücksichtige, besonders was seine geistige und religiöse Dimension betreffe. Deshalb sei die Religion im öffentlichen Leben unerlässlich. Dies betonte Papst Benedikt bei seiner ersten Ansprache bei der Willkommenszeremonie nach der Landung in Kuba vor dem Staatspräsidenten, den kirchlichen Würdenträgern und zahlreichen Gläubigen. Diese Ethik enthalte ein Sollen. Wörtlich sagte er dann in seiner Predigt bei der ersten Messe: „Dieser Gehorsam gegenüber Gott ist es, der der Wahrheit, dem Heil die Pforten der Welt öffnet. Gott hat uns nämlich als Frucht seiner unendlichen Liebe erschaffen. Ge-



Mexiko: La Morenita, die Jungfrau von Guadalupe

mäß seinem Willen zu leben, ist deshalb der Weg, um unsere eigentliche Identität, die Wahrheit unseres Seins zu finden, während das Sich-Trennen von Gott uns von uns selbst entfernt und uns in die Leere stürzt. Der Glaubensgehorsam ist die wahre Freiheit, die echte Erlösung, die uns erlaubt, uns mit der Liebe Jesu zu verbinden in seinem Bemühen, in den Willen des Vaters einzustimmen.“

Schon bei seinem Besuch in Mexiko hatte der Papst die aktuellen Probleme angesprochen. Die Gewalt in Mexiko ist für den Papst keineswegs neu; er hat sie bereits in Rom mehrfach thematisiert, zum Beispiel bei der Messe am 12. Dezember 2011 anlässlich des

200. Unabhängigkeitstages der lateinamerikanischen Länder. Die Ablehnung sämtlicher Formen von Gewalt hat sich folglich nicht verändert und er brachte sie auch hinsichtlich der gefährlichen Folgen des Drogenhandels zum Ausdruck. Drogen, so der Papst, zerstören den Menschen. Sie zerstören vor allem junge Menschen. Die Rolle der Kirche in diesem Zusammenhang ist es, das Böse zu entlarven, wo immer es sich einnistet. Aus diesem Grund ist eine fortwährende Gottesverkündigung nötig, damit die Welt Ihn erkennen kann. Ohne dieses Wissen schafft der Mensch sich künstliche Paradiесе, ohne Rettung.

Die Kirche, so betonte der Papst, muss jedoch bedenken, dass sie keine politische Partei ist, sondern eine moralische Instanz zur Erziehung des Menschen; Politik schließt Moral zu einem gewissen Grad aber ein. Die Kirche tritt mit Politik in Kontakt. Allerdings wird die Mission der Kirche immer die Erziehung des Gewissens sein. Laut Aussage des Papstes ist in diesem Bereich eine Art Dichotomie unter Katholiken auffallend. Diese zeigt sich in Form einer großen Diskrepanz zwischen deren individuellen Verhaltens- und Ausdrucksweisen und dem Handeln in der Öffentlichkeit, als ob der Glaube etwas sei, das nur innerhalb der Grenzen des privaten Bereichs gelebt werden darf.

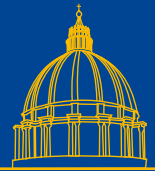
In diesem Zusammenhang hat die Kirche die Aufgabe, den Menschen bei der Überwindung dieses schizophrenen Verhaltens zu helfen. Vor allen Dingen ist es notwendig, zur Schaffung einer öffentlichen Moral zu erziehen. Selbstverständlich, betonte der Papst, sei es für Gläubige einfacher, denn es ginge darum, die im Glauben innewohnende Stärke zum Ausdruck zu bringen.

Diese Stärke hatte Maria, diese Stärke haben Kinderseelen. Es ist eine erstaunliche Tatsache, dass die Gottesmutter von El Cobre und von Guadalupe in Mexiko Kindern erschien, so wie es Kinder waren in Lourdes, in Fatima und an fast allen Wallfahrtsorten der Welt. Jacinta, Lucia, Bernadette und auch der Indio Juan Diego hatten eine Kinderseele, die mit einer Einfachheit glaubte, so wie Jesus es von allen verlangt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder ...“. Maria vermittelt mit ihrer mütterlichen Gegenwart die Kindschaft Gottes. Sie stiftet Vertrauen in den Herzen. Dank

dieses Vertrauens können die Christen es wagen, der Welt und dem Leben zu begegnen.

Maria führt die Kirche an der Hand, ihre Pädagogik der Liebe zeigt sich in ihren Erscheinungen, in den Bekehrungen auf den Wallfahrten zu den Orten der Muttergottes. Sie zeigt sich an der geduldigen Art, mit der sie die Menschen und die Kirche zum Heil führt, und dieses Heil geht immer über die Personen, denen der Weg der Kirche durch die Welt anvertraut ist, den Hirten. Als der selige Diego den Ort meidet, an dem Maria ihm erschienen war, weil er ihre Bitte nicht erfüllen konnte, da kommt sie ihm entgegen, bittet ihn erneut mit Worten voll Verständnis für seine Situation und gibt ihm das Mittel, die Rosen im Winter, um den Bischof zu überzeugen. Als Bernadette dem Pfarrer von Lourdes berichtet und bei den Instanzen kein Gehör findet, da lässt Maria das Mädchen vor den Augen der Welt an einem Ort nach Wasser graben, an dem niemand eine Quelle vermuten würde. Das Wasser wird seine heilende Kraft in der ganzen Welt entfalten – nach der Anerkennung durch die Kirche. In beiden Fällen zeigt sich das Einfühlungsvermögen und Verständnis Marias auch in der Sprache. Mit Diego spricht sie im Indio-Dialekt, mit Bernadette im Dialekt der Pyrenäen, mit Jeanne, dem blinden Mädchen, das beim bretonischen Ort Querrien die Schafe hütet, redet sie in bretonisch. Bei Diego nimmt sie sogar nachweislich die Gestalt einer Mestizin an. So wie sie Gott ihre Gene, ihre Identität anbot, damit sein Wille geschehe, so gleicht sie sich den Menschen an, damit sie vertrauensvoll ihre Botschaft annehmen. Es sind Botschaften, die dank der globalen Infrastruktur der Kirche um die Welt gehen, es sind Botschaften des Heils für alle.

Die Jungfrau von Guadalupe ist dabei von besonderer Bedeutung. Während die meisten Wallfahrtsorte, auch El Cobre in Kuba, ein Bildnis verehren, das von Menschenhand gemacht ist oder gemacht sein könnte, ist das Bildnis von Guadalupe nachweislich kein Menschenwerk. Aber darauf kommt es auch nicht an. Entscheidend ist die Hinwendung zur Gottesmutter. Und die Sehnsucht nach ihrem Schutz und Beistand wird stärker. Wallfahrten erleben eine Renaissance. Das wird man auch im Mai wieder spüren, nicht nur in Kuba und Mexiko. □



Monika Gräfin Metternich:

„Das Licht des ersten Tages – Lob des Sonntags“

Er sollte weltweit eingeführt werden

Der Sonntag ist weiterhin in der Debatte. Die öffentliche Diskussion betrifft fast ausschließlich den Aspekt, ob der Sonntag genauso ein verkaufsoffener Tag sein sollte wie alle anderen Tage. Hier in Deutschland ist das bisher nur ausnahmsweise der Fall – wer in andere Länder reist, kann sehen, dass dort der Sonntag ein Tag wie jeder andere ist: Man kann den ganzen Tag einkaufen, und der morgendliche Berufsstau ist ebenso dicht wie an den Wochentagen. Einzig Banken und Börsen sind weltweit sonntags geschlossen: Es ruht das Geld, während die Menschen arbeiten müssen.

Warum gibt es – zumindest bei uns – überhaupt noch einen kollektiv (überwiegend) arbeitsfreien Wochentag? Kürzlich saß ich bei meinem Friseur, der auch schon davon gehört hatte, dass ich ein Buch über den Sonntag geschrieben habe. „Sie sind da doch eine Expertin“, setzte er an, „ich hätte da mal eine Frage. Neulich saßen wir im Freundeskreis zusammen, und einer meiner Freunde meinte, dass der Sonntag auch religiöse Wurzeln habe. Sagen Sie mal, stimmt das?“ Tja, was soll man dazu noch sagen. Für die meisten von uns ist es eine ziemlich absurde Frage, die mein Friseur da stellte, aber ich glaube schon, dass er repräsentativ für eine immer größer werdende Gruppe ist, die wirklich nicht wissen, was der Sonntag eigentlich ist. Für die allermeisten Menschen ist der Sonntag jedenfalls: ein Lichtblick. Und die meisten tragen geradezu herrliche Erinnerungen an die Sonntage ihrer Kindheit in sich.

Instinktiv sagen die allermeisten, die man direkt fragt, was denn nun der Sonntag ist: „Ein arbeitsfreier Tag“, auch wenn sie selbst zu Sonntagsarbeit verdonnert sind. Probieren Sie es aus – es ist wirklich so, ich habe das wochenlang in Fußgängerzonen und in meinem geplagten Freundeskreis ausprobiert. Das hat sich tief in unser kollektives Bewusstsein geprägt, selbst wenn man gar nicht weiß, warum das eigentlich so ist, oder sein sollte.

Diejenigen, die die gängigen Antworten noch kennen – „am siebten Tage sollst du ruhen“, wie es im 3. Gebot heißt, und dass der Sonntag der Auferstehungstag Christi ist – müssen heute öfters auch Gegenfragen beantworten: War der Sonntag für die Christen der ersten drei Jahrhunderte nicht ein ganz normaler Arbeitstag? Und was haben wir Menschen aus dem 21. Jahrhundert mit dem jüdischen Sabbat zu tun – der ja bekanntlich kein Sonntag, sondern der Samstag ist? Ist der arbeitsfreie Sonntag nicht vielmehr ein heidnischer Feiertag, den ein römischer Kaiser (Konstantin) im frühen 4. Jahrhundert zu Ehren des sol invictus – des unbezwingbaren Sonnengottes als arbeitsfreien Tag für die ganze Bevölkerung eingeführt hat? Was haben wir heute mit irgendwelchen heidnischen Göttern zu tun? Fragen über Fragen, mit denen man auch jene schnell ins Schleudern bringen kann, die – anders als mein freundlicher Friseur – die „religiösen Wurzeln“ des Sonntages noch benennen können.

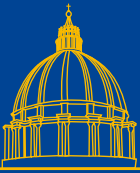
Fangen wir einmal ganz von vorne an. Bei Adam und Eva. Eine Ausein-



Monika Gräfin Metternich bei dem Kongress „Freude am Glauben“ in Karlsruhe am 11.09.2011 mit dem Thema: Das Licht des ersten Tages – Lob des Sonntags

andersetzung mit den „neuen Atheisten“ und der Schwierigkeit, heute unbefangen über Schöpfung und über Adam und Eva zu sprechen (und wie man diese Schwierigkeit überwinden kann), finden Sie bei Interesse in meinem Buch „Lob des Sonntags“, hier werde ich aus Platzgründen nicht weiter darauf eingehen. Wichtig ist der Schöpfungsaspekt aber deswegen, weil sich hier der Kern des Sabbats und des Sonntags begegnen: In Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde.

Die ersten Menschen also. Wie schildert die Bibel deren Erschaffung? „Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Ackerboden“. Voller Verachtung sehen heute viele Religionshasser auf diese Erzählung: Die ersten Menschen seien also aus Dreck zusammengemanscht worden! Was für eine kindische



Sandkastenvorstellung! Was sie aber überhaupt nicht bemerken, ist der Kern dieser Erzählung: Dass schon vor über 3000 Jahren die Leute davon ausgingen, dass alle Menschen „aus dem gleichen Stoff“ sind. „Erde vom Ackerboden“ ist allerdings in der Tat kein besonders edles „Material“, selbst als bildliche Darstellung – aber ist es nicht das, was uns die Biologen ständig sagen? Dass Menschen an sich nichts Besonderes sind? Na bitte! Das wussten die Leute auch schon vor Tausenden von Jahren. Sie hatten andere Bilder als wir und keine wissenschaftliche Methodik – das Resultat ist aber letztlich genau dasselbe. Alle Menschen sind aus dem gleichen „Material“. Was aber den Menschen zu etwas Besonderem macht, ist nach biblischer Vorstellung seine spezielle Verbindung zum Schöpfer. Die Schöpfungsgeschichte erzählt dies so: Gott blies dem Menschen „in seine Nase den Lebensatem“ ein. Das „mind-body-Problem“, das Wissenschaftler aller Couleurs bis zum heutigen Tage umtreibt – es wurde jedenfalls bereits in den uralten Texten der Bibel thematisiert. Wir Menschen sind beides: Von der Erde genommen – aber „mehr“

als das. Im Menschen begegnen sich Materie und Geist. Was das alte biblische Bild von den neuen, wissenschaftlichen Überlegungen unterscheidet, ist nur die Idee, wie dieses „mehr“ im Menschen entstanden ist: Manche sagen: durch Zufall. Die Bibel sagt: Nicht der Mensch kann sich dieses „mehr“, diese Besonderheit gegenüber der ganzen Restnatur selbst geben, sondern Gott, der Schöpfer legte es im Anfang in den Menschen hinein. Und er hat dabei keinen Unterschied gemacht, ob die Menschen schwarz, gelb, rot oder weiß, winzig klein oder groß und stark, gesund oder behindert, jung oder alt, faul oder fleißig, arbeitslos, angestellt oder selbständig, dumm oder geschickt sind. Der Schöpfer machte keine wertenden Unterschiede – und deshalb sollen seine Menschen auch keine machen.

Der Sündenfall machte nach biblischer Sicht diese vernünftige Grunddisposition zunichte. Tief haben sich die Folgen jener Befreiung vom göttlichen Ursprung durch die Menschheitsgeschichte gefressen. Man muss sich nur umsehen – die Menschen *sind* nicht gleich. „Manche sind gleich, ei-

nige sind gleicher“, heißt ein zutreffendes Bonmot. Vor dieser Folie war das Sabbatgebot, welches das Volk Israel am Berg Sinai mit den 10 Geboten erhielt, ein Geschenk, welches den Urzustand wenigstens an einem Tag der Woche wieder herstellte: Alle Menschen, ob Freie, ob Sklaven, ob Volksgenossen oder Fremde, ob Gläubige oder Ungläubige – sollten an einem Tag in der Woche gleich sein. Gleich *frei*. Beim Sabbat ging es nämlich nicht allein um einen Ruhetag für ein auserwähltes Volk, sondern um einen Ruhetag *für alle*! Ein uraltes und dennoch überaus modernes Stück Sozialgesetzgebung, hinter welchem jedoch viele Gesellschaften des 21. Jahrhunderts weit zurückbleiben. Darüber hinaus aber die praktische Umsetzung eines theoretischen Postulates, welches noch heute von Menschen aller Weltanschauungen verteidigt wird: Dass alle Menschen gleich an Würde und Rechten sind. Im Dritten der Zehn Gebote wurde und wird dieses Axiom ganz konkret und praktisch in die Realität umgesetzt – an einem Tag in der Woche. An diesem Postulat messen sich alle Erwartungen – die jedoch oft genug in der Praxis weit entfernt sind von





dieser vernünftigen, innersten Überzeugung. Eine Neuentdeckung des freien, siebten Tages auf der Basis der Gleichheit an Würde und Rechten macht also auch in einer säkularen Gesellschaft tiefen Sinn.

Im Judentum wird der Sabbat in der jüdischen Synagoge begrüßt, in der die sieben Lichter der Menora brennen, des siebenarmigen Leuchters. Die Menora ist Zeichen für den ersten Schöpfungstag, als Gott sprach: „*Es werde Licht.*“ Damit waren nicht etwa die Gestirne gemeint – die waren erst am vierten Schöpfungstag dran! Das Licht des ersten Schöpfungstages ist vielmehr ein Licht der göttlichen Lebenskraft, die Antwort auf Chaos, Verwirrung, Verzweiflung und Konfusion. Sieben Lichter stehen für die sieben Tage der Schöpfung. Die Begrüßung des Sabbats am Freitagabend in der jüdischen Synagoge steht auch ganz im Zeichen der Schöpfung: Sechs davidische Psalmen werden gesungen, die alle die Herrschaft Gottes im Universum zum Thema haben. Und „*was wurde am siebten Tage geschaffen? Gelassenheit, Heiterkeit, Frieden und Ruhe*“, so sagten es die alten Rabbinen.

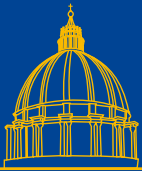
Indem Gott diesen Tag heiligte, gab er ihm etwas von sich selbst mitten in die Zeit hinein.

Nun wurde schon vorher gesagt, dass unser Sonntag ja eben *nicht* (wie es leider die europäische DIN-Norm inzwischen vorgibt) der siebte Tag, sondern vielmehr der *erste* Tag der Woche ist. Die durchgehende Linie bei Sabbat und Sonntag ist Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde. Jener „Ich bin da“, der „*treu seinem Namen*“ sein Volk durch die Zeit führte – durch Niederlagen, Rückschläge, Gefangenschaft und Verfolgung. Und der schließlich ganz sprichwörtlich wahr machte, was sein heiliger Name verhielt: Ich bin da – als Mensch unter Menschen. Das ist der christliche Glaube: „*Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.*“ – „*Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott.*“ Die aufregendste, bewegendste – und möglicherweise lebensumkrepelndste Geschichte der Welt von dem, „*der die Welt im Innersten zusammenhält*“ und der den Menschen zurief: „*Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid – ich werde euch Ruhe verschaffen.*“

Was an jenem ersten Ostersonntag in Jerusalem geschah, ist jenseits aller Worte, allen Verstehens und aller Wissenschaft. Tausende von Menschen sind dafür in den Tod gegangen, dass dieses Ereignis die Wahrheit ist. Christus ist auferstanden. Ein totaler Neuanfang, ja, eine Neuschöpfung: Erster Tag.

Die ersten Christen trafen sich sofort nach diesen unvorstellbaren Geschehnissen am Sonntag – sei es nach ihren Sabbatfeiern am Samstagabend (die ersten Christen waren ja durchweg Juden), sei es am Sonntag am frühen Morgen oder am späten Abend – vor oder nach der Arbeit, denn der Sonntag war ein normaler Arbeitstag. Sie feierten gemeinsam das, was Jesus ihnen aufgetragen hatte: „*Tut dies zu meinem Gedächtnis.*“ Die Apostelgeschichte ist voll von Berichten von solchen Sonntagsessen – die beste ist diejenige, wo der große Völkerapostel Paulus in Troas zu Besuch war (im heutigen Südanatolien). Paulus predigte und predigte und alle hingen an seinen Lippen – bis schließlich einem Jungen, Eutychos, dann doch die Augen zufielen. Unglückseligerweise saß er auf





dem Fensterbrett, und das Fenster stand offen – und, oh Schreck! – er fiel hinaus. Alles raste hinaus auf die Straße oder hing schreckverzerrt aus den Fenstern, während der hl. Paulus sich um den toten Jungen kümmerte. „Keine Sorge, er lebt!“, rief Paulus plötzlich. Dann begab sich alles fröhlich zurück in den oberen Stock, feierte Eucharistie, aß anschließend das Sonntagsessen und Paulus pre-



Monika Gräfin Metternich
Lob des Sonntags: Weihrauch, Toast und Honey, Pattloch Verlag, Gebundene Ausgabe, 224 Seiten, ISBN-10: 3629022324, ISBN-13: 978-3629022325

digte bis zum Morgengrauen weiter. „Der junge Mann aber wurde gesund und munter hereingeführt, und das bestärkte alle sehr im Glauben.“ Was für ein Sonntag! Aus Tod wird Leben.

Bald schon kristallisierte sich eine feste Form dieser sonntäglichen Feier heraus, die unseren heutigen Sonntagsmessen sehr nah ist. Es wa-

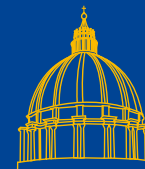
ren diese Feiern, die nicht nur den Sonntag zum Sonntag machten, sondern die das Christentum auch dermaßen attraktiv für andere machten: „Seht, wie sie einander lieben!“, sagten die Leute fasziniert, wenn höchst unterschiedliche Leute aller Farben und Nationen, aller Sprachen und Gesellschaftsschichten zusammenkamen, um gemeinsam mit ihrem Herrn in der Eucharistie das zu feiern, was sie auch in der Ewigkeit tun würden: Ein himmlisches Hochzeitsmahl. Gott und Mensch vereint – wie einst vor dem Sündenfall. Die Feier des Sonntags trat so ihren Siegeszug um die Welt an. „Sonntag“ nicht zu verstehen als arbeitsfreier Tag, sondern als Feier des totalen Neubeginns in Jesus Christus. Überall im riesigen römischen Reich begannen sich Menschen sonntags zur Eucharistiefeier zu versammeln – früh am Morgen (vor der Arbeit) oder spät am Abend.

Im Jahr 304 n. Chr. wurde den Christen unter Kaiser Diokletian unter Todesstrafe verboten, am Sonntag zur Feier der Eucharistie zusammenzukommen. In Abitene, einem kleinen Ort im heutigen Tunesien, wurden im Hause des Octavius Felix neunundvierzig Christen festgenommen, als sie erwischt wurden, wie sie dort sonntags Eucharistie feierten. Sie wurden nach Karthago gebracht und vor Gericht gestellt. Warum hatten sie dem strengen Befehl des Kaisers zuwidergehandelt? wurden sie vom Prokonsul Anulinus streng vernommen. Ihre Antwort schallt über fast zwei Jahrtausende bis in unsere Zeit herüber: „Ohne den Sonntag können wir nicht leben“. Die neunundvierzig Christen bezahlten diese Antwort nach furchtbarer Folter mit dem Leben. Nach der bisher blutigsten Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian veröffentlichte sein Nachfolger Galerius, der die längste Zeit seiner Regentschaft die Verfolgungen selbst tüchtig angeheizt hatte, am 30. April 311 völlig überraschend das Toleranzedikt von Nikomedia,

welches das Christentum zur erlaubten Religion machte. Und eine weitere Freude stand noch bevor. Im Jahr 321 n. Chr. erklärte Kaiser Konstantin den *dies solis*, den „Sonntag“ zum Feiertag. Der gesetzlich festgelegte Sonntag kam allen Reichsbürgern zugute, welcher Religion oder Philosophie auch immer sie angehörten. Es gab immer schon einige vernünftige Ausnahmen – aber von seinem Prinzip her war der Sonntag ein kollektiv freier Tag. Für die Christen aber war dieser Tag schon immer *ihr* Tag gewesen – und nun konnten sie ihn rund um die Uhr feiern.

Seit dieser Zeit – also seit 1700 Jahren, konnte sich eine Sonntagskultur etablieren, wie wir sie heute immer noch subkutan fühlen: Der Sonntag als Tag für die Menschen. Humanität wurde zum Kriterium dieses Tages – nicht das Geld, der Mammon, sollte im Zentrum stehen, sondern der Mensch. Selbst die Ausnahmen spiegelten diesen Kernpunkt: Sie orientierten sich an dem, was dem Menschen gut tut. Heilen und helfen fielen ebenso unter die vernünftigen Ausnahmen wie alle Aufgaben, die dem Beisammensein von Menschen dienen: Essen, Kunst und Spiel. Desgleichen war es nur vernünftig, dass auch die nötigsten landwirtschaftlichen Tätigkeiten ausgenommen waren von der Sonntagsruhe: das Vieh musste versorgt – und wenn ein Gewitter drohte, auch schon mal die Ernte eingeholt werden. Prinzipiell war aber der Sonntag der freie Tag.

Seit den Anfängen ist aber auch zu beobachten, wie die gesellschaftlich Mächtigeren den Schwächeren ihr Recht auf den freien Sonntag absprechen wollten. Gerne wird die Kirche dargestellt als Institution, welche stets an der Seite der Reichen und Mächtigen stand – in der Frage der Sonntagsheiligung kann man das jedoch wirklich nicht behaupten. Und das lässt sich, wenn auch etwas skurril, durchaus belegen. Das



„Strafwunder“ als literarische Gattung nahm nämlich im frühen Mittelalter seinen Aufschwung, den es noch sehr lange behalten sollte. Um der ungebildeten, einfachen Landbevölkerung den Sinn des Sonntags und ihre eigenen Rechte auf diesen vor Augen zu führen, wurden in der Kirche Geschichten erzählt, welche von fürchterlichen, quasi-magischen Folgen berichteten, die der sonntägliche Frevel des verbotenen Arbeitens nach sich ziehen könne. Gregor von Tours war ein besonders begabter Autor solcher Horrorgeschichten, deren Muster immer gleich verlief: Ein Kirchengebot wird übertreten – und die Strafe folgt auf dem Fuße: Dem Müller, der sonntags seine Mühle laufen ließ, wuchs eine Kurbel an seiner Hand fest und bereitete ihm schreckliche Schmerzen. Der Grundbesitzer, welcher seine Arbeiter zur Sonntagsarbeit zwang, wurde auf der Stelle mit Blindheit geschlagen, wie der göttliche Automatismus auch vor Klerikern keinen Halt machte: Auch der Pariser Priester Arnulf verlor sein Augenlicht, weil er sonntags Nüsse von seinem Baum geschlagen hatte. „Die kleinen Sünden straft der liebe Gott sofort“ ist ein Sprichwort, welches diese „Strafwunder“ aus der Zeit der Karolinger, Merowinger und Franken noch zu uns herüberweht. Man mag von solchen Maßnahmen halten, was man will, aber sie machten damals Eindruck. Den Herrschern und Herren stellten sie drastisch ihre Verantwortung vor Augen. Die Profiteure der Sonntagsruhe waren vor allem die „kleinen Leute“. Am Sonntag hatte Gleichheit zu herrschen – Gleichheit in der Freiheit von Arbeit. Eigentlich ein Jammer, dass heute kaum einer mehr an Wunder glaubt. Man stelle sich vor, Unternehmen, welche von ihren Mitarbeitern Sonntagsarbeit einfordern, würden heutzutage Gefahr laufen, mit Kursverlusten, Absatzeinbrüchen oder gar der Pleite bedroht zu sein – da würde manch einer zweimal darüber nachdenken,

ob Sonntagsarbeit wirklich so profitabel ist!

Die Kämpfe der Arbeiterbewegung, der schreienden Ungerechtigkeit in der Epoche der Industrialisierung, die Unterdrückung und Versklavung derer, die sich nicht wehren konnten, durch einen freien Sonntag Gerechtigkeit entgegenzusetzen, wurden damals unterstützt vom „Ar-

ich also, nach diesem feierlichen Versprechen, bei einer Frage teilnahmslos sein, die mit den wesentlichsten Bedürfnissen mit einer so zahlreichen Klasse der Menschen sich beschäftigt? Wenn auch die Trennung im Glauben eine beklagenswerte Scheidewand zwischen uns errichtet hat, die noch fortbesteht, so hat doch die christliche Liebe keine Grenzen.“ Die Weimarer Reichsverfassung leg-

Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes,
vom Werk seiner Hände kündet das Firmament.

Ein Tag sagt es dem anderen,
eine Nacht tut es der anderen kund,
ohne Worte und ohne Reden,
unhörbar bleibt ihre Stimme.

Doch ihre Botschaft geht in die ganze Welt hinaus,
ihre Kunde bis zu den Enden der Erde.
Dort hat er der Sonne ein Zelt gebaut.
Sie tritt aus ihrem Gemach hervor wie ein Bräutigam;
Sie frohlockt wie ein Held
Und läuft ihre Bahn.
Am einen Ende des Himmels geht sie auf
Und läuft bis ans andere Ende;
Nichts kann sich vor ihrer Glut verbergen.

Psalm 9

Deine Herrlichkeit, guter Schöpfer, preisen Himmel und Erde.
Die Sonne der Gerechtigkeit, dein Sohn Jesus Christus, erfülle
uns mit seinem Licht, dass wir unseren Mitmenschen Anteil
geben an dem Frieden, den du uns schenkst.

beiterbischof“ Wilhelm Emanuel von Ketteler: „Als ich zum Bischofe geweiht wurde hat mir die Kirche, ehe sie mir die bischöfliche Weihe und Vollmacht erteilte, unter anderem die Frage vorgelegt: Willst du den Armen und den Fremdlingen und allen Dürftigen im Namen des Herrn liebevoll und barmherzig sein? – Und ich habe geantwortet: Ich will. Wie könnte

te endlich 1919 in Artikel 139 fest: „Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt“. Die Missbräuche haben jedoch vielerorts wieder begonnen. Hier haben wir als Christen eine Mitverantwortung, selbst „Licht für die Welt“ zu sein.

Fortsetzung folgt

Heilsame Scheidung der Geister

Gedanken zu Papst Benedikts Freiburger Reden

Nach der fulminanten Rede im Berliner Reichstag nahm sich *Benedikt XVI.* zum Abschluss seines Staats- und Pastoralbesuches in Deutschland in Freiburg die christlichen, speziell katholischen „Eliten“ in Kirche und Gesellschaft zur Ermahnung vor. Seine Rede hatte, so war auf den Fluren des Konzerthauses danach zu hören, Vermächtnischarakter. Episkopat, Zentralkomitee, Delegierte des „Dialogprozesses“, Caritasfunktionäre, Professoren und Publizisten, aber auch der katholische Bundespräsident und Ministerpräsident sowie die Bundesminister des Inneren und für Bildung und Forschung hörten eine gleichermaßen differenzierte wie pointierte Grundsatzrede zum christlichen Weltverhältnis.

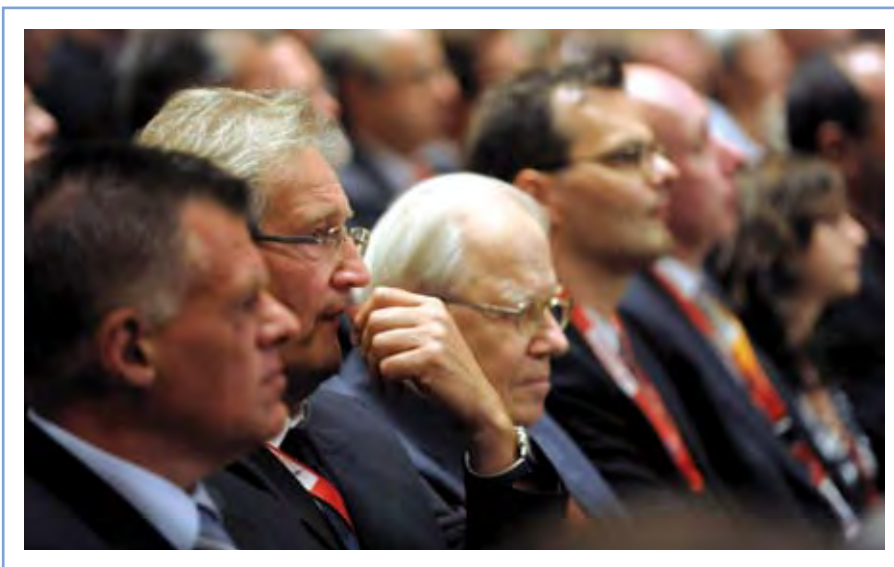
Einerseits dankte der Papst, was in der einseitig auf Kontroverse „gebürsteten“ Berichterstattung weitgehend

unterging, den katholischen Laien für alles gute und wichtige Engagement: Schon in seiner Predigt vor 100.000 Gläubigen am Morgen hatte er gesagt, dies sei „der Augenblick, um den vielen haupt- und nebenamtlichen Mitarbeitern, ohne die das Leben in den Pfarreien und in der Kirche als ganzer nicht denkbar wäre, ein Wort sehr herzlichen Dankes zu sagen. Die Kirche in Deutschland hat viele soziale und karitative Einrichtungen, in denen die Nächstenliebe in einer auch gesellschaftlich wirksamen Form und bis an die Grenzen der Erde geübt wird. Allen, die sich im Deutschen Caritas-Verband oder in anderen kirchlichen Organisationen engagieren oder die ihre Zeit und Kraft großzügig für Ehrenämter in der Kirche zur Verfügung stellen, möchte ich meinen Dank und meine Wertschätzung bekunden.“ Auch die Begegnung am Nachmittag

nannte er „eine willkommene Gelegenheit, Ihnen hier persönlich für Ihren Einsatz und Ihr Zeugnis als ‚kraftvolle Boten des Glaubens an die zu erhoffenden Dinge‘ (Lumen gentium, 35) ganz herzlich zu danken. In Ihrem Arbeitsumfeld treten Sie bereitwillig für Ihren Glauben und für die Kirche ein, was in der heutigen Zeit nicht immer leicht ist.“ Es kann also keine Rede davon sein, dass *Benedikt XVI.* – wie notorische Klischeepfleger gern insinuierten – ignorant gegenüber der Bedeutung der Laien und den Stärken des deutschen Katholizismus wäre.

Doch in der ihm eigenen Verbindung von Differenzierung und Pointierung, Milde und Schärfe benannte *Joseph Ratzinger*, der sich auch als *Pontifex* nicht zum gefälligen Grußonkel degradieren lässt, sondern Klarheit redet, „sei es gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4,2), ohne Rücksicht auf Empfindlichkeiten geistliche Defizite. In der Messe hatte das so geklungen: „Agnostiker, die von der Frage nach Gott umgetrieben werden; Menschen, die unter unserer Sünde leiden und Sehnsucht nach dem reinen Herzen haben, sind näher am Reich Gottes als kirchliche Routiniers, die in ihr nur noch den Apparat sehen, ohne dass ihr Herz vom Glauben berührt wäre.“ Nur ein „offenes Herz, das sich von der Liebe Christi treffen lässt“ sei in der Lage, dem bedürftigen Nächsten mehr zu geben „als technischen Service“. So habe sich jeder zu fragen: „Wie steht es mit meiner persönlichen Gottesbeziehung – im Gebet, in der sonntäglichen Meßfeier, in der Vertiefung des Glaubens durch die Betrachtung der Heiligen Schrift und das Studium des Katechismus der Katholischen Kirche? Liebe Freunde! Die

Die Ansprachen von Papst Benedikt XVI. erfordern volle Aufmerksamkeit. Das ist den Gesichtern der Zuhörer abzulesen.



Erneuerung der Kirche kann letztlich nur durch die Bereitschaft zur Umkehr und durch einen erneuerten Glauben kommen.“ Die Kirche in Deutschland werde „die großen Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft bestehen und Sauerteig in der Gesellschaft bleiben, wenn Priester, Gottgeweihte und christgläubige Laien in Treue zur jeweils spezifischen Berufung in Einheit zusammenarbeiten; wenn Pfarreien, Gemeinschaften und Bewegungen sich gegenseitig stützen und bereichern; wenn die Getauften und Gefirmten die Fackel des unverfälschten Glaubens in Einheit mit dem Bischof hochhalten und ihr reiches Wissen und Können davon erleuchten lassen.“

Außerdem forderte der Papst die Katholiken auf, „treu mit den Nachfolgern des heiligen Petrus und der Apostel verbunden“ zu bleiben und sich in der Zusammenarbeit mit den Missionsländern „auch von der Glaubensfreude der jungen Kirchen anstecken“ zu lassen. In Anspielung auf den „Dialogprozess“ und die dabei erhobenen Forderungen nach mehr „Gleichberechtigung“ in der Kirche mahnte er mit *Paulus* (Phil 2,3-4), „nichts aus Ehrgeiz und nichts aus Prahlerei“ zu tun; „in Demut schätze einer den andern höher ein als sich selbst. Jeder achte nicht nur auf das eigene Wohl, sondern auch auf das der anderen“. Christliches Leben sei zutiefst „Pro-Existenz: Dasein für den anderen, demütiger Einsatz für den Nächsten und für das Gemeinwohl. Liebe Gläubige! Demut ist eine Tugend, die in der Welt von heute und überhaupt in der Welt zu allen Zeiten nicht hoch im Kurs steht. Aber die Jünger des Herrn wissen, dass diese Tugend gleichsam das Öl ist, das Gesprächsprozesse fruchtbar, Zusammenarbeit möglich und Einheit herzlich macht. Humilitas, das lateinische Wort für Demut, hat mit Humus, mit Erdnähe zu tun.“ Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Bei seiner Rede am Nachmittag geht *Benedikt XVI.* von einer nüchternen Bestandsaufnahme aus: Ein jahrzehntelanger Rückgang religiöser Praxis und eine „zunehmende Distanzierung beträchtlicher Teile der Getauften vom kirchlichen Leben“ werfe

die Frage auf: „Muss die Kirche sich nicht ändern?“. Und dann, als einem die medialen Reizthemen schon reflexartig in den Sinn kommen, zitiert er die unerwartete Antwort einer allseits geachteten Frau: „Die selige Mutter Teresa wurde einmal gefragt, was sich ihrer Meinung nach als erstes in der Kirche ändern müsse. Ihre Antwort war: Sie und ich!“. Unter Hinweis auf zentrale Worte Jesu wie: „Ihr seid meine Zeugen“ (Lk 24,48) und: „Macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28,19) stellt der Papst die Sendung in den Mittelpunkt seiner Abschiedsrede. Eine Christus ähnlicher werdende Kirche müsse sich notwendigerweise „von der menschlichen Umgebung tief unterscheiden“, zitiert er den Konzilspapst *Paul VI.* (*Ecclesiam Suam*, 60). Sie habe „auf Distanz“ zu gehen, sich „gewissermaßen zu entweltlichen“. Gegen die Reizthemen einer sexualfixierten Kirchenkritik setzt der Papst damit ein eigenes Reizwort, das die deutschen Katholiken noch lange beschäftigen wird. Wer menschliche Gemeinschaften prägen will, muss Begriffe prägen.

Es folgen biblische Begründung und Ausführungsbestimmungen: Jesus sei Mensch geworden „nicht nur, um die Welt in ihrer Weltlichkeit zu bestätigen und ihr Gefährte zu sein“, sie zu lassen wie sie ist. Eine Kirche, die „sich in dieser Welt einrich-

tet, selbstgenügsam wird und sich den Maßstäben der Welt angleicht“, verstoße gegen den Auftrag ihres Stifters, „Werkzeug der Erlösung zu sein, die Welt mit dem Wort Gottes zu durchdringen“ und gerade „nicht von der Welt“ zu sein, „wie auch ich nicht von der Welt bin“ (Joh 17,16). Diese notwendige „Entweltlichung“ bezieht der Papst ausdrücklich auch auf die karitativen Werke der Kirche und all ihre „Organisation und Institutionalisierung“ – jedenfalls soweit sie beginnt, der „Berufung zur Offenheit“ im Wege zu stehen. „Die von ihrer materiellen und politischen Last befreite Kirche kann sich besser und auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein ... Sie öffnet sich der Welt, nicht um die Menschen für eine Institution mit eigenen Machtansprüchen zu gewinnen, sondern um sie zu sich selbst zu führen, indem sie zu dem führt, von dem jeder Mensch mit Augustinus sagen kann: Er ist mir innerlicher als ich mir selbst (vgl. Conf. 3, 6, 11). Er, der unendlich über mir ist, ist doch so in mir, dass er meine wahre Innerlichkeit ist.“

Das klingt übrigens durchaus protestantisch, was aber der sogar von Staatsorganen (*Lammert, Wulff*) verbreiteten Ökumene-Trunkenheit entgangen sein dürfte, die in ihrer medial konditionierten, profanen „Gastfreund-

Hier spricht der tiefgründige Denker, der gütige Lehrer und der umsichtige Hirte.



schafts“ – Fixation nur noch fragen konnte: „Was bringt er mit? Geschirrfürs gemeinsame Abendmahl?“, wie es der Protestant *Dominik Klenk* in einem bemerkenswerten Idea-Leitkommentar (28.9.) unter dem Titel: „Paparoni: Womit der Papst überraschte“ karikierte. Überhaupt fiel auf, dass die evangelischen Reaktionen auf *Benedikts* Botschaften um so freundlicher ausfielen, je frömmere protestantisch ihr Herkunftsmilieu ist. Und dies belegt des Papstes Erfurter These, dass nicht Kompromissverhandlungen die Einheit wachsen lassen würden, sondern nur „ein tieferes Hineindenken und Hineinleben in den Glauben“. Im Grunde servierte er für seine deutsch-katholischen Schäfchen keine leichtere Kost als für die Protestanten, im Gegenteil. Er kam nicht, um hauptsächlich Frieden zu bringen, sondern eine heilsame Scheidung der Geister mit dem „Schwert der Milde“ (kath. net vom 23.9.).

Er nahm den vom Piusbrüder- und Missbrauchsskandal eingeschüchterten Katholiken übrigens auch die Illusion, wenn sie sich nur brav genug verhielten, könnten sie in der säkularen Gesellschaft wieder besser akzeptiert werden: „Der christliche Glaube ist für den Menschen allezeit, nicht erst in unserer Zeit, ein Skandal. Dass der ewige Gott sich um uns Menschen kümmern, uns kennen soll, dass der Unfassbare zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort fassbar geworden sein soll, dass der Unsterbliche am Kreuz gelitten haben und gestorben sein soll, dass uns Sterblichen Auferweckung und Ewiges Leben verheißen ist – das zu glauben ist für die Menschen allemal eine Zumutung.“ Dieser Skandal sei „unaufhebbar, wenn man nicht das Christentum selbst aufheben will“.

Indirekt eröffnete *Benedikt XVI.* auch für die konfessionslosen und atheistischen Deutschen eine überraschende Perspektive: Die sonst in kirchlichen Kreisen eher bedauernd intonierte Rede von der „Säkularisierung“ wendete er im Freiburger Konzerthaus überraschenderweise ins Positive: „Die Geschichte kommt der Kirche in gewisser Weise durch die verschiedenen Epochen der Säkulari-

sierung zu Hilfe, die zu ihrer Läuterung und inneren Reform wesentlich beigetragen haben. Die Säkularisierungen – sei es die Enteignung von Kirchengütern, sei es die Streichung von Privilegien oder ähnliches – bedeuteten nämlich jedes Mal eine tiefgreifende Entweltlichung der Kirche, die sich ja dabei gleichsam ihres weltlichen Reichtums entblößt und wieder ganz ihre weltliche Armut annimmt.“ Ups. Da dürfte mancher Kirchenfürst geschluckt haben, vom Heer der hauptamtlichen Laienfunktionäre ganz zu schweigen.

Kirchenferne und Kirchengegner sehen sich durch diese Volte des Papstes aber plötzlich ihres bequemen Vorurteils beraubt, dass es der Kirche hauptsächlich um Macht und Pfründe gehe, ja dass sie eigentlich eine Kostgängerin der Gesellschaft der Steuerzahler sei. Wenn schon der Papst der kirchlichen Selbstentäußerung von Status und Reichtum das Wort redet, sind sie plötzlich am Zuge, auf das Verzichtsangebot einzugehen – oder es sich vorher nochmal gut zu überlegen. Wie beim Schach wittert man Gefahr, wenn der Gegner allzu bereitwillig eine Flanke zu öffnen scheint, in die man nur hineinzustoßen brauche, um zu gewinnen.

In diesem Moment kann selbst bei Kirchenskeptikern neues Verständnis wachsen für die wahre Interessenlage von Christengemeinde und Bürgergemeinde, die der Bonner Staatsrechtler *Josef Isensee* einmal in die markanten Worte fasste: „Nicht die Kirche braucht das Kreuz in der Schule, sondern der Staat“. Ein Verzicht auf die Kirchensteuer etwa würde nur vordergründig allein die Kirche treffen. Mit dem Staat würden auch alle kirchenabstinenten Bürger Nachteile erleiden, wenn die christlichen Steuerzahler ihren zusätzlichen finanziellen Beitrag zum Gemeinwohl nicht mehr leisteten. Vermutlich wäre eine Kultursteuer für alle dann nicht mehr fern. Ein klassisches Eigentor für das atheistische Deutschland, von den immateriellen Verlusten eines schwindenden Einflusses der Kirche gar nicht zu reden.

Solche Verluste kann auch der Papst nicht herbeiwünschen, und deshalb wäre es verfehlt und wiederum viel zu

vordergründig, seine Intervention als einen verkappten Aufruf zur Abschaffung der Kirchensteuer zu begreifen. Überall dort, wo staatskirchenrechtlich verbriefte Mitwirkungsrechte und Finanzierungsquellen christlicher Institutionen im Sinne einer „Geh-hin-Kirche“ (*Joseph Kardinal Höffner*) deren missionarischem und diakonischem Auftrag in der Gesellschaft dienen, kann kein Christ und kein Bischof der Welt etwas dagegen haben. Der Kern von *Benedikts* Mahnung ist ein anderer: Den sozialen Werken der Kirche sollen „nicht angesichts der zunehmenden Entkirchlichung ihre Wurzeln vertrocknen. Nur die tiefe Beziehung zu Gott ermöglicht eine vollwertige Zuwendung zum Mitmenschen, so wie ohne Zuwendung zum Nächsten die Gottesbeziehung verkümmert.“

Erst wenn die Proportionen von Struktur und Geist zu weit auseinanderklaffen, wenn also, wie Kardinal *Meisner* es einmal bildhaft ausdrückte, ein dinosaurierhaft großer organisatorischer Leib mit einem kleinen geistlichen Kopf in Kontrast steht, oder eine „große Karosserie“ nur noch von einem „kleinen stotternden Motor“ angetrieben wird, dann ist es nötig, die Karosserie zu verkleinern. Besser wäre es natürlich, einen kräftigeren Motor zu haben. Dann könnte die Karosserie so opulent bleiben wie sie ist. Und deswegen durchzieht die ganze Konzerthausrede ein Appell zur Sendung, also zur Expansion. Es gehe „nicht darum, eine neue Taktik zu finden, um der Kirche wieder Geltung zu verschaffen. Vielmehr geht es darum, jede bloße Taktik abzulegen und nach der totalen Redlichkeit zu suchen, die nichts von der Wahrheit unseres Heute ausklammert oder verdrängt, sondern ganz im Heute den Glauben vollzieht, (...) ihn ganz zu sich selbst bringt, indem sie das von ihm abstreift, was nur scheinbar Glaube, in Wahrheit aber Konvention und Gewohnheiten sind.“

Solche Rede ist nicht nostalgisch rückwärtsgewandt, nicht konservativ im Sinne eines „Rettens, was zu retten ist“, nicht weltflüchtig. Sie ist radikal, offen, visionär. Ein im Fernsehen interviewter Jugendlicher begriff dies besser als viele Kommentatoren

und Amtskatholiken: „Die Botschaften dieses Papstes sind nicht von gestern, sondern er ist seiner Zeit weit voraus!“ Der 84-Jährige sei in den sechs Jahren seines Pontifikats zwar nun auch sichtlich gealtert, aber: „Er wird immer besser“, meinte ein anderer. So sehr, dass nach diesem markantesten der drei Deutschlandbesuche von „il Papa tedesco“ eine Sorge aus dem April 2005 wiederkehren konnte: Angesichts des eindrucksvollen Pontifikats *Johannes Pauls II.* „des Großen“ und der „subito santo“-Rufe bei seinem Begräbnis hatte man sich damals gefragt, wer überhaupt in seinen großen Schuhen als Nachfolger würde bestehen können.

Nach den jüngsten grandiosen Auftritten *Benedikts XVI.* auf so schwierigem Terrain wie in Großbritannien, im Berliner Reichstag oder eben einem Konzerthaus voller „Memorandums“-seliger Katholiken kommt man ins Grübeln, wie die intellektuelle, geistliche und charakterliche Klasse dieses Papstes eigentlich noch einmal von einem künftigen *Pontifex* erreicht werden könnte. Das Führungspersonal der deutschen katholischen und evangelischen Kirchen hat *Joseph Ratzinger* in diesem September jedenfalls nicht weniger deklassiert als die politische „Klasse“.

Mehr denn je tun Christen – sogar evangelische – hierzulande deshalb gut daran, nach Rom zu blicken, sich um den Felsen Petri zu scharen und Gott für diesen „einfachen Arbeiter im Weinberg des Herrn“ als Gnadengeschenk zu danken. Deutschland aber hätte Grund, jenseits aller Nationalfolklore („Wir sind Papst“) vor der Welt stolz zu sein auf einen Mann, der wie kein anderer die besten seiner Traditionen verkörpert: wissenschaftliche Exzellenz, Bildung, Sprachkunst, Tapferkeit, Fleiß, Bescheidenheit, Güte, Frömmigkeit – aber auch Besorgnis und Scham zu empfinden über die Ignoranz, Gehässigkeit, Intoleranz und Gleichgültigkeit, die ihm aus weiten Teilen seines Heimatlandes entgegenschlug. □

Papst Benedikts Freiburger Reden, in: Die neue Ordnung 1/2012 (66. Jg.), S. 71-75.



Oben: Mutter Teresa beantwortet die Frage „Was muss sich ändern?“ mit zwei Worten: „Ich und du“.

Unten: Kardinal Meisners Anliegen ist, der großen Karosserie wieder einen kräftigen Motor zu geben.



Wenn Bischöfe sich an ihre Gemeinden wenden

Hirtenworte stießen nicht immer auf Zustimmung

Das Hirtenwort hat seinen Ursprung im Neuen Testament. Der Apostel Paulus war ein Meister des Hirtenwortes. Er wandte sich in seinen Hirtenbriefen an Gemeinden, die ihm nahestanden. Der Erzbischof von Mailand, Kardinal Karl Borromäus, hat sich den Buchdruck zunutze gemacht und seine Hirtenbriefe drucken lassen, so dass alle Pfarrer seiner riesigen Erzdiözese ein Wort des Bischofs den Gläubigen vorlesen konnten. Sein Hauptanliegen war die Stärkung des Glaubens und der Kampf gegen die Irrlehren seiner Zeit.

Berühmt geworden ist der Hirtenbrief des Erzbischofs von Salzburg, Hieronymus Graf Colloredo, der als aufgeklärter Kirchenfürst allerlei Missstände beseitigen wollte und für eine „vernünftige“ Religion eintrat. Das deutsche Kirchenlied wurde darin gefordert, gleichzeitig vieles abgeschafft und verboten. Manches religiöse Brauchtum fand keine Gnade, selbst die Christmette wurde auf nachmittags vier Uhr verlegt. Dieser Hirtenbrief fand bei Geistlichkeit und Laien mehr Widerstand als Zustimmung. Zustimmung fand er vor allem bei Kaiser Joseph II. Er unterstützte die Vorstellungen des Salzburger Erzbischofs nachhaltig. Aber auch andere Fürstbischöfe fanden den Hirtenbrief äußerst wegweisend und ließen ähnliche Hirtenworte von ihren theologischen Beratern verfassen, so auch der Augsburger Fürstbischof Clemens Wenzeslaus, der gleichzeitig Erzbischof von Trier und Kurfürst war. Er beauftragte den Dillinger Professor für Pastoraltheologie Johann Michael Sailer dies zu tun. Dieser Hirtenbrief fiel allerdings sehr viel moderater aus als der Salzburger.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist es eine feste Einrichtung geworden, dass die Bischöfe sich am 1. Fasten-

sonntag an die Gläubigen ihrer Diözese wenden, um grundsätzliche Gedanken zu äußern. Es geht in der Regel um religiöse Fragen. Themen wie Ehe und Familie, der Empfang der Sakramente standen und stehen auf der Tagesordnung der Hirtenbriefe. Immer wieder kommt auch der Sonntag zur Sprache. Deutliche Stellungnahmen gegen Abtreibung und Sterbehilfe waren Anliegen der Bischöfe. Es gab immer auch Hirtenbriefe, die politische Themen berührten und auch Partei ergriffen. Manche Hirtenbriefe haben pastorale Entwicklungen gefördert wie etwa die frühzeitige Erstkommunion.

Hirtenbriefe sind immer auch Zeitdokumente. Es verwundert nicht, dass manches Hirtenwort der Gegenwart den zunehmenden Mangel an Priester- und Ordensberufen zum Thema macht. Selten kommt es vor, dass Hirtenworte Stürme der Begeisterung hervorrufen oder Stürme der Entrüstung. Augsburgs Bischof Dr. Konrad Zdarsa sieht sich seit seinem ersten Hirtenwort 2011 mit Entrüstung konfrontiert, die sich noch gesteigert hat, als er 2012 deutlich eine umfangreiche Strukturreform ankündigte, die

größere Dekanate und Zentralpfarreien zum Ziel hat. Wer einen Blick in die Geschichte wirft, der wird feststellen, dass alles schon einmal da war. Christoph von Schmid schildert in seinen Erinnerungen von 1854 seine Zeit als Kaplan in Seeg bei Füssen Ende des 18. Jahrhunderts. Zur Pfarrei Seeg gehörten damals neben Lengenwang und Rückholz mehr als 80 Weiler, die der gehbehinderte Pfarrer Michael Feneberg mit zwei Kaplänen betreute. Schmid schreibt: „... So arbeitsam die guten Leute waren, so christlich gesinnt, so sittlich gut waren sie auch. An Sonn- und Festtagen standen die von der Pfarrkirche entferntesten schon Morgens um drei Uhr auf und fütterten ihr Vieh, um zur rechten Zeit in den Gottesdienst zu kommen. Im Winter sah ich sie morgens gegen fünf Uhr mit Fackeln aus den Bergen hervorkommen; ein starker Mann ging voraus, um durch den tiefen Schnee den Weg zu bahnen, der oft Wochen hindurch von keinem Fuß betreten wird. Sie setzen einen Ehrenpunkt darein, niemals den Gottesdienst versäumt zu haben oder zu spät gekommen zu sein. Sie hörten die Predigt immer mit größter Aufmerksamkeit an und beteten unter dem Hochamte mit sichtbarer, ungeheuchelter Andacht ...“. Ist es heute der Priestermangel, der zu Reformen zwingt, war es damals Mangel an kirchlichen Gebäuden und Pfründen für die Priester. Die Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeiten liegt in einer veränderten Haltung zu Priester- und Ordensberufen. Vor allem muss gebetet werden, aber ebenso notwendig ist die Schaffung einer besseren Atmosphäre in der Öffentlichkeit. Dazu kann jeder Christ beitragen. □

Prof. Dr. Hubert Gindert überreicht das Ergebnis der Unterschriftenaktion „Solidarität mit Bischof Konrad Zdarsa“ dem Augsburger Diözesanbischof.



Hubert Gindert:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Erzbischof Johannes Dyba

Johannes Dyba lässt sich am besten charakterisieren, wenn man ihn zitiert. Er war nicht ein Mann vieler Worte, sondern hatte die Gabe, mit wenigen Worten viel zu sagen.

Der Wahlspruch von Johannes Dyba – „Kinder Gottes sind wir“ – drückt sein unerschütterliches Vertrauen zu Gott aus. Er trennt aber diesen Glauben an Gott niemals von seiner Liebe zur Kirche. Aus dieser Liebe heraus treibt ihn stets die Sorge um die innere Erneuerung der Kirche um. Das ist auch der Grund, weshalb er die Situation der Kirche ohne falsche Rücksichten analysiert. In seiner Antrittspredigt als Bischof von Fulda am 4. September 1983 stellt er nüchtern fest: „Das Konzil haben wir gehalten. Die Synoden auch, die Räte und Körperschaften sind konstituiert. Alle Zentralstellen, Planstellen, Leit- und Schaltstellen sind besetzt, von der Organisation her ist alles bestens vorbereitet – manchmal mehr als das –, und doch beschleicht uns oft das Gefühl einer gewissen Leere, als ob die Grundwasser sinken, als ob der ganze Boden, auf dem wir stehen, doch absackt, als ob da eigentlich der zündende Funke fehlt, der allein dem so gut organisierten Volk Gottes den letzten Impuls zum Aufbruch geben könnte. So haben wir heute in der Kirche viele Pastoralexperten – aber wenige Heilige; viele Medienexperten – aber kaum noch Propheten; viele Theologen – aber wenig Priester; viel Engagement und finanzielle Opfer – aber wenig Gehorsam; viel Kritik – aber wenig Begeisterung; einen riesigen kirchlichen Apparat – aber schrumpfendes kirchliches Leben.“ Und weiter: „Man darf unse-

ren Bischöfen ruhig ein wenig von dem Eichenfällenden Mut des heiligen Bonifatius wünschen.“

Diesen Mut hatte Erzbischof Dyba. Er lebte nicht zeitgemäß, sondern ewigkeitsgemäß und verkündete das Evangelium, ob gelegen oder ungelegen. Was die Kirche braucht, was sie reformiert, das sind mit Dybas Worten „nicht so sehr Pharisäer, die sie dauernd auf die Probe stellen, nicht so sehr Schriftgelehrte, die



sie dauernd kritisieren, nicht so sehr Tempelbeamte, die selbst das Allerheiligste nicht betreten und auch die anderen noch davon abhalten – nein, was diese Kirche braucht sind Heilige – viele kleine und, so Gott will, auch ein paar große –, die ihr den Weg weisen“. Wie alle Großen bleibt Erzbischof Dyba bei all seinen Bemühungen Realist, was die Erneuerung der Kirche betrifft, wenn er anmerkt (04.09.1983):

„Das ist keine leichte Aufgabe, da wollen wir uns nichts vormachen. Das ist ein Aufbruch, bei dem uns der

Wind ins Gesicht bläst, ein Aufbruch gegen sinkende Zahlen und sinkenden Mut – stromaufwärts! Weil wir aber der Wahrheit treu sein müssen, werden wir eben oft in dieser Welt keine Mehrheit finden, sondern in der Minderheit bleiben. Oft sogar in der verfolgten Minderheit.“

Die Führungsqualität des Fuldaer Bischofs und seine Entschlossenheit, im entscheidenden Moment zu handeln, notfalls auch allein, zeigt seine Entscheidung, aus der staatlich eingebundenen Schwangerenkonfliktberatung auszutreten.

Am 29. September 1993 erklärte er: „Wir leben in einem Land, dessen Parlament nach den Urteilen des Bundesverfassungsgerichtes in den letzten Jahren bereits zweimal gegen die Normen des Grundgesetzes zum Schutze der Wehrlosesten seiner Bürger, der ungeborenen Kinder, verstoßen hat ... Ich glaube daher, dass der Zeitpunkt gekommen ist, an dem wir ein deutliches Signal des Widerspruchs und der Umkehr zu setzen haben. Es ist an der Zeit, sich aus Einbindungen zu lösen, die der Würde und Freiheit der katholischen Weltkirche nicht entsprechen. Nach reiflicher Überlegung ordne ich daher an, dass im Bistum Fulda die zur staatlich zugestandenen Tötung ungeborener Kinder erforderlichen ‚Bescheinigungen‘ bei künftigen Beratungen seitens kirchlicher Stellen nicht mehr ausgestellt werden.“

Erzbischof Johannes Dyba ist aktueller denn je. Viele seiner Prophezeiungen (Lebensschutz, Familienpolitik) sind eingetroffen. Sein Mut und seine Liebe zur Wahrheit sind heute und in Zukunft wegweisend. So bleibt er Reformer und Wegbereiter in Kirche und Gesellschaft. □



Rosenkranzübergabe

Rosenkranzbetrachtung

Johann Georg Bergmüller (1688 – 1762), der vor 250 Jahren in Augsburg starb, fertigte nach seinen Freskenentwürfen des Rosenkranzes für die Dominikanerkirche in Augsburg Kupferstiche. Diese 15 Stiche ergänzte er durch das hier vorzustellende Titelbild:

Ein zurückgezogener Vorhang gibt den Blick frei auf die Muttergottes, welche auf einem Podest thront, zu dem Treppen hinaufführen. Der Mond zu ihren Füßen zeigt sie als apokalyptische Frau (Offb 12). Auf ihrem Schoß sitzt Jesus, und so wird sie selber zum Throne Gottes. Das Kind hält sie mit einer Hand, und mit der anderen reicht sie dem hl. Dominikus einen Rosenkranz.

Der Legende nach, welche auf den Dominikaner Alanus de Rupe (1428 – 1475) zurückgeht, erhielt der hl. Ordensgründer Dominikus (um 1170 – 1221) von Maria selber den Rosenkranz als Heilmittel gegen Irrtum und Sünde, speziell als Waffe gegen Irrgläubige. Zu Füßen des hl. Dominikus sieht man einen Hund mit brennender Fackel im Maul. Dieses Attribut des Heiligen leitet sich aus der Legende ab, wonach seine Mutter, die sel. Johanna von Aza (um 1150 - um 1200), von seiner Geburt träumte, sie sei mit einem Hund schwanger, der im Maul eine brennende Fackel trage – und kaum geboren – die ganze Welt mit seiner Predigt entzündete.

Dem hl. Dominikus gegenüber kniet verzückt die hl. Katharina von Siena (1347 – 1380). Die Dominikaner-Terziarin, Mystikerin und Ratgeberin der Päpste, mit weißem Skapulier und schwarzem Ordensschleier, hält schon einen Ro-

senkranz in Händen, und das Jesuskind setzt ihr einen Kranz aus Rosen aufs Haupt.

Interessant ist die besondere Nähe dieser beiden „Rosenkranzheiligen“ zum Papsttum und ihr engagierter Einsatz für die Reinheit der katholischen Lehre. So entsandte Papst Innozenz III. (1198-1216) den jungen Dominikus aus, um die Katharer (Albingenser) über den Weg des Gesprächs und der gütlichen Einigung wieder für die Kirche zu gewinnen. Der Rosenkranz dient also der Immunisierung gegen Irrlehren und zugleich der Einheit der Kirche. Auch die hl.

Katharina kämpfte um die Einheit der Kirche. 1376 reis-

te sie nach Avignon und überzeugte Papst Gregor XI., nach Rom zurückzukehren. In ihrem ersten uns erhaltenen Brief an Papst Gregor XI. (1329 – 1378) schreibt sie visionär: „Fürchten Sie nichts, liebster Vater, weder die Stürme, die Sie bedrohen, noch den grollenden Aufruhr. Wachen Sie über die Angelegenheiten der

Kirche, setzen Sie gute Hirten und in den Städten gute Obrigkeiten ein, denn die schlechten Hirten und die schlechten Obrigkeiten sind die Ursache der Auflehnung.“ Und die rebellischen Florentiner ermahnt sie paulinisch: „Ihr wisst, dass ein Glied, das von seinem Haupte getrennt ist, kein Leben in sich haben kann. Weil es nicht vereint ist mit dem, was ihm Leben mitteilt. [...] Wenn ihr mir sagt, »Wir handeln nicht gegen Gott!«, so sage ich: Ihr handelt gegen den, der seine Stelle vertritt.“ Diese Worte haben auch heute noch nichts von ihrer Aktualität verloren.

Alois Eppler

Aussagen und Bestrebungen bestimmter ideologischer bzw. atheistischer Gruppierungen zielen langsam, aber bestimmt darauf ab, das Töten von Menschen zu fordern und zu rechtfertigen. Wir stellen fest, dass weltweit ungeborenen, geborenen sowie alten oder kranken Menschen das Lebensrecht abgesprochen wird. Als Konsequenz dieser „Rechtlosigkeit“ hat man längst damit begonnen, das Töten mittels Abtreibung, aktiver „Sterbehilfe“ oder Gehirntod-Diagnostik als „gesellschaftspolitisch richtig, sinnvoll und notwendig“ zu rechtfertigen.

Ich habe in meinen Tagebucheinträgen zurückgeblättert und fand folgende Notiz eines meiner Erlebnisse aus dem Jahr 1941, das mich damals als zehnjährigen Jungen sehr bewegte. Heute muss ich erschrocken feststellen, dass dasselbe atheistisch-menschenverachtende Denken von damals sich wieder präsentiert – nur in einem veränderten äußeren Gewand.

Eine alte Frau rief fröhlich: „Ausflug!“ Doch bei den Umstehenden bemerkte ich keine Freude. Irgendetwas Böses war im Gange und ich verspürte eine beklemmende Stimmung. –

Ich erinnere mich heute noch sehr genau an folgendes Erlebnis aus meiner Kindheit. Ich lebte in Michelfeld, einem kleinen Ort an der Westgrenze der Oberpfalz. Neben dem Schulhaus, in dem ich damals als etwa zehnjähriges Lehrer-Kind wohnte, befand sich ein Kloster mit Heim der Dillinger Franziskanerinnen, die sich der Pflege von körperlich und geistig behinderten Frauen widmeten. Ich kam des Öfteren in Kontakt mit

Reinhold Ortner:

1941: „Das sind keine wirklichen Menschen!“ – und 2012?

diesen Menschen. Immer waren sie freundlich zu mir und gehörten zu meinem gewohnten Lebensumkreis. Vor diesem Kloster und neben dem Schulhaus befand sich ein großer abgeschlossener Hof.

Eines Nachmittags schaute ich zum Fenster hinaus in den Hof und gewahrte einige Omnibusse. Während der Kriegszeit waren diese eine absolute Seltenheit, und ich eilte in den Hof, um mir näher anzusehen, was da wohl geschehe. Vor der Klosterpforte angekommen, spürte ich intuitiv eine beklemmende Stimmung. Die Schwestern, die mich sonst immer mit einem freundlichen „Na, Reinhold!“ begrüßten, sagten heute nichts. Einige standen still und betroffen da. Ich dachte: „Was ist denn da los?“ Gleich darauf erblickte ich mir unbekannte Männer und Frauen, welche offensichtlich Befehle erteilten. Jedenfalls ordneten sie an, die behinderten Insassen des Heims in die Omnibusse zu bringen. Die meisten dieser Frauen machten ein fröhliches Gesicht. Eine rief: „Ausflug! Wir machen einen Ausflug!“ Manche mussten mit dem Rollstuhl gebracht, gestützt oder geführt werden.

Die Busse füllten sich langsam. Inzwischen war auch mein Vater hinzugekommen. Ich hörte noch, wie er laut rief: „Wohin bringt ihr diese

Frauen? Das ist doch nicht recht, was ihr da tut!“ Einer der Männer sprach – wie sich später herausstellte – mit dem Parteichef des Ortes und notierte sich den Namen meines Vaters. Ich aber war hellhörig geworden, zumal ich bemerkte, dass Schwester Beredina, die Krankenschwester des Klosters, still vor sich hinweinte. Ich spürte immer deutlicher: Da war irgendetwas Böses im Gange. Als die Busse voll waren und die Türen sich geschlossen hatten, trat der Anführer der fremden Männer und Frauen nochmals vor die Schwestern hin und sagte laut: „Das Leben von diesen da hat keinen Wert. Sie belasten die Volksgemeinschaft. Sie sind daher unerwünscht. Außerdem sind sie keine wirklichen Menschen.“

Die Busse fuhren ab. Mehrere der geistig behinderten Frauen winkten fröhlich. Sie freuten sich, einen Ausflug machen zu dürfen. Ich aber dachte noch lange über die Worte nach: „Sie sind doch keine wirklichen Menschen.“ Und ich fragte mich, was sie dann wirklich sind. Was gab es neben den Menschen eigentlich noch? Sie waren doch keine Tiere ... Dieses Erlebnis war einer der ersten Anstöße anthropologischen Nachdenkens für einen zehnjährigen Jungen. Man schrieb das Jahr 1941. Es geschah vor 71 Jahren. □

Gedenkplatte an die Opfer der Euthanasie in Ursberg.



Aufkommende Ahnung vom Niedergang

Die Demographie rückt unaufhaltsam auf die Agenda der Politik

Der demographische Niedergang wirft seine Schatten voraus. Schon liegt er dunkel auf Wirtschaft und Politik. In ihrer Kurzatmigkeit stößt die Wirtschaft Hilferufe nach Fachkräften aus, in ihrer Konzeptlosigkeit sinnt die Politik fantasielos über eine neue Steuer nach, um sich gegen den anrollenden Tsunami für die Pflege- und Rentensysteme zu wappnen. Aber das sind nur die in den letzten Jahrzehnten aufgeweichten Bruchstellen im Deich. Die gesamte Gesellschaft wird sich ändern, das Lebensgefühl, der Konsum, der Umgang miteinander. Es kommt die Ahnung auf, dass wir an einer Zeitenwende stehen.

Die Armut an Kindern verändert grundlegend unser aller Leben. Es gibt noch einige Inseln früherer Bürgerlichkeit, Familien mit zwei, drei und sogar mehr Kindern. Sie machen gerade noch zehn Prozent der Familien aus. Die Single-Haushalte boomen, mit ihnen die Industrie der Tiefkühlhähnchen, der kleinteiligen Wohnungen in den Städten, der Luxusangebote auf eigenen Single-Messen. Familien mit Kindern leben in den Randgebieten der Städte, wo Baugrund noch preiswert zu haben ist. Dort aber ist auch ein Luxusgut zuhause: Gemeinschaft des Vertrauens, Zuverlässigkeit, Selbstlosigkeit, selbstverzehrende Hingabe, Freude an der Freude des anderen, gemeinsame Ziele und Träume, das Ja zum Leben, die Erfahrung gemeinsamen Verzichts – mit einem Wort: Liebe. Sie entzieht sich dem Diktat der Wirtschaft und des Kapitals. Das Herz hat Gründe, die der Verstand nicht begreift, sagt schon Pascal. Und was der Gesellschaft insgesamt bei allem materiellen Reichtum verloren geht, sind die Unbefangenheit, die Spontaneität, die Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit der Kinderlogik. Mit dem demographischen Niedergang einher

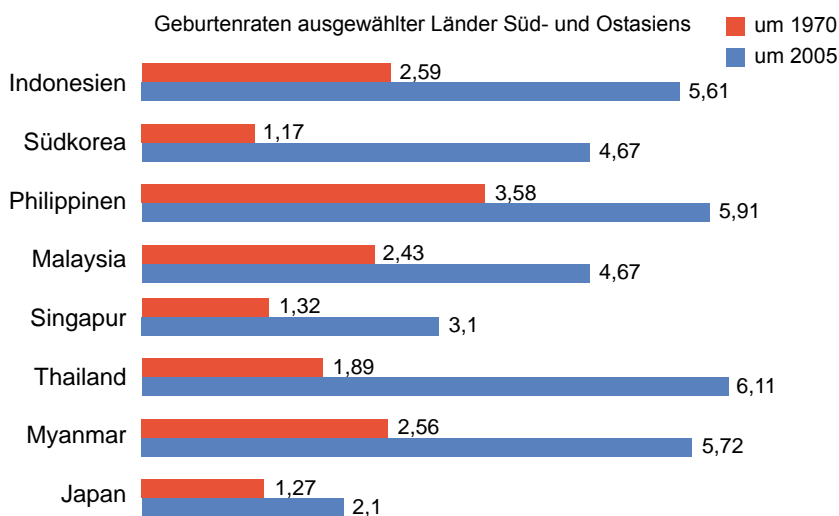
geht die emotionale Verarmung unserer Gesellschaft.

Aber der Niedergang ist nur die eine Seite der Medaille. Demographie ist immer auch dynamisch. Entweder unsere Kinder oder die der anderen, stellte der große Demograph Alfred Sauvy fest. Brüssel bietet ein beredtes Beispiel. Seit vier Jahren ist der meistgebrauchte Name für Neugeborene Mohammed. Ein gutes Viertel der Bevölkerung in der Metro-

bei Muslimen, sie passen sich an. In Frankreich liegt die Geburtenquote insgesamt bei 2,1 Kindern pro Frau, die französische Frau bekommt immerhin 1,9 Kinder, die nichteuropäische, in Frankreich lebende Frau bekommt bereits weniger als vier. Das Problem: Der Anpassungsprozess verläuft so langsam, dass eine Veränderung der Gesellschaft unausweichlich ist – wenn die Politik nicht gegensteuert. In Belgien ist das nicht der Fall, in Frankreich ist ein Erwa-

Absturz der Geburtenraten in Fernost

Der wirtschaftliche Aufstieg der asiatischen „Tigerstaaten“ ging mit einem drastischen Rückgang der Kinderzahlen einher



Quelle: United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Population Division. World Fertility Data 2008

le Europas stammt aus islamischen Ländern. Unser Ziel ist die Einführung der Scharia, ist Belgistan. Das sagt ganz unverhohlen ein führender Imam in Brüssel. Andere drücken es noch drastischer aus: Wir werden euch totgebären. Was sie nicht wissen: Selbst Muslime unterliegen den Gesetzen der Natur, auch wenn die Scharia die menschliche Natur permanent vergewaltigt. Der Wohlstand drückt die Geburtenquote auch

zu beobachten, von dem man aber nicht weiß, ob es nach den Wahlen anhält.

Aber auch in islamischen Ländern selbst fällt die Quote. Der Kapitalismus, der größte Geburtenkiller, macht auch vor den Ölmonarchien nicht halt, nachdem er bereits in den asiatischen Tigerstaaten die Geburtenquote unter die Bestandserhaltung gesenkt hat (siehe Grafik oben). Die

„Islamische Republik Iran“ erlebte, wie der Soziologe Stefan Fuchs in einem Newsletter des Instituts für Demographie, Allgemeinwohl, Familie (www.i-daf.org) schreibt, in den letzten Dekaden den „schnellsten Fertilitätsrückgang der Menschheitsgeschichte“: Die Geburtenrate brach von 6-7 Kindern pro Frau (1980-85) auf 1,8 Kinder (2006-2009) ein. Hohe Geburtenraten finden sich heute nur noch in „gescheiterten Staaten“ wie dem Jemen.

Demographie ist ein geopolitischer Faktor. Er bedroht Russland (eine Million Menschen weniger pro Jahr), er schwächt Europa, er ist eine Zeitbombe für China, wo hunderte Millionen Alte ohne Altersversorgung (das war früher die Großfamilie) soziale Verwerfungen verursachen werden. Und er verändert das Gesicht Amerikas, wo die Hispanics künftig zur „führenden Minderheit“ werden.

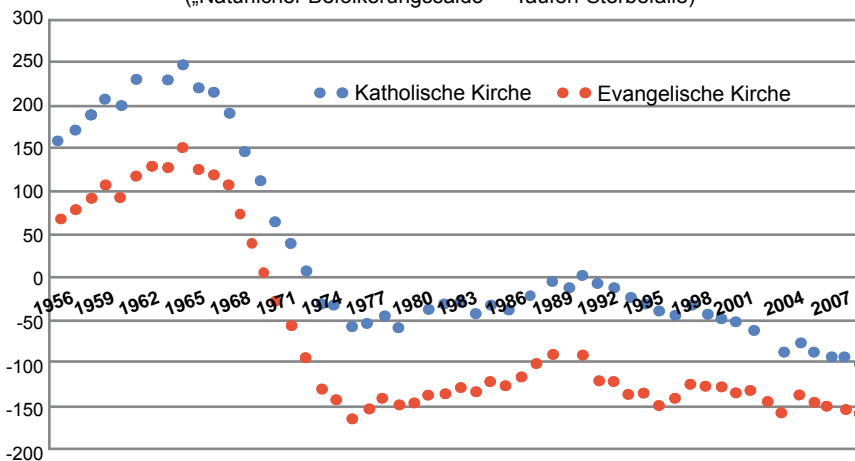
gezeigt – reduzieren auch die Geburtenquote. Das generative Verhalten ist eine Frage der geistigen Einstellung zum Leben. Deshalb bedarf es eines geistigen Inputs, sprich einer geistigen Wende, die Familie nicht nur individuell erstrebenswert macht (Umfragen unter Jugendlichen belegen es immer wieder), sondern auch im politisch-medialen Establishment als Wert erscheinen lässt. Hier aber ist Familienfeindlichkeit in. Und das muss sich ändern. Da die Kinderlosen in diesem Establishment in der Mehrheit sind, geht das wohl nur über Wahlen – oder politische und wirtschaftliche Katastrophen. Immer wieder erscheint das Thema auf der Agenda der Politik. Die Ahnung wird schon zur Gewissheit: Die Schrumpfung und Unterjüngung der Gesellschaft bedrohen Wohlstand und Werte in Deutschland und Europa. Gewiss, in der pluralistischen Medien-Gesellschaft ist die Wertedebatte schwierig. Was man aber mit Geor-

und so zum demographischen Niedergang beitragen. Diese Generation ist vielfach familienfremd geblieben, geht nun in Rente und vergrößert das von ihr mitgeschaffene Problem. Diese Leute suchen keine Lösung für die Gesellschaft, sondern nur für sich. Ihre Unlust am Kind ist geblieben. Sie will keinen Demographie-Soli und keine Gerechtigkeit für Familien.

Aber es geht nicht nur um diese Generation und ihr Wohlergehen. Es geht um die Freiheitlichkeit der Gesellschaft. Der Nobelpreisträger und neoliberale Ökonom Friedrich August von Hayek meinte einmal: Die grundlegenden Institute einer freiheitlichen Gesellschaft sind erstens das private Eigentum und zweitens die Familie. In der Familie entsteht das Bewusstsein für Liebe, mithin für Solidarität, in der Familie lebt man auf der Grundlage des Vertrauens, mithin der Ehrlichkeit und Wahrheit. In der Familie lernt man mein und dein, mithin den Sinn von Eigentum und Privatheit. All das macht die Freiheit aus. Vertrauen ist nicht nur der Kitt für die Finanzwelt und die Gesellschaft, Vertrauen ist die Währung des Lebens. Es ist eine der berühmten Voraussetzungen, die der Staat nicht schaffen kann, von denen er aber lebt. Diese Voraussetzungen werden in der Familie erzeugt und gelebt – durch die Liebe. Was dem öffentlichen Diskurs und der Politik generell fehlt, ist die Offenheit, diese kreative Kraft der Liebe anzuerkennen. Papst Benedikt schreibt in seiner ersten Enzyklika: „Der totale Versorgungsstaat, der alles an sich zieht, wird letztlich zu einer bürokratischen Instanz, die das Wesentliche nicht geben kann, das der leidende Mensch – jeder Mensch – braucht: Die liebevolle, persönliche Zuwendung.“ Und in der derselben Schrift: „Wer die Liebe abschaffen will, ist dabei, den Menschen als Menschen abzuschaffen.“ Die Ahnung vom Unheil durch den demographischen Niedergang hat hier ihre Quelle. Der Niedergang ist ja nur die Folge des Neins zum Leben, des Neins zur Liebe. Ohne Abtreibung gäbe es keinen demographischen Niedergang. Ohne Familiengleichgültigkeit gäbe es keine emotionale Verarmung. Deshalb ist, gerade für Christen, der Kampf um das Ja zum Leben nie zuende, denn es ist der Kampf um die Liebe. □

Christensterben: Mehr Beerdigungen als Taufen

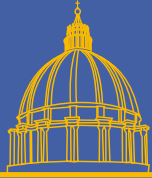
Als Folge des Geburtenrückgangs schrumpft, insbesondere im Protestantismus, seit Jahrzehnten das Kirchenvolk
 „Natürlicher Bevölkerungssaldo“ der Kirchen in Deutschland (in 1.000)
 („Natürlicher Bevölkerungssaldo“ = Taufen-Sterbefälle)



Datenquelle: Joachim Eicker/Ansgar Schmitz-Veltin: Die Entwicklung der Kirchenmitglieder in Deutschland s. 576-590, in: Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Wirtschaft und Statistik 6/2010, s. 589, eigene Berechnungen; 159-1990: frühes Bundesgebiet; ab 1990 wiedervereinigtes Deutschland.

Es führt kein Weg daran vorbei: Deutschland, Europa braucht wieder Kinder, wenn es nicht zu einer Altenkolonie werden will. Das ist auch eine Frage der Familienpolitik, aber materielle Transferleistungen allein können das Problem nicht lösen. Die Geburtenquote ist keine Frage des Inputs von Transferleistungen. Mehr Geld bringt nicht mehr Kinder, aber weniger Geld – das haben die Erfahrungen und Statistiken

ge Bernhard Shaw sagen kann, ist dies: „Nicht durch die Erinnerung an die Vergangenheit werden wir weise, sondern durch unsere Verantwortung für die Zukunft.“ Alternde Gesellschaften schauen, wie alternde Menschen, mehr zurück als nach vorn. Der Blick zurück macht hoffnungslos. Es sind gerade die 68er, die mit ihrer sexuellen Revolution der natürlichen Lust den Instrumentalcharakter raubten, sie verabsolutierten



Gerechtigkeitslücke in der Diskussion um das Betreuungsgeld

Wer das Betreuungsgeld ablehnt hat ein Problem mit der Freiheit!

- Das verfassungsmäßige Recht und die Wahlfreiheit der Eltern, zu bestimmen, ob sie ihre Kinder selbst erziehen oder in Kitas geben, müssen erhalten und dürfen nicht durch finanziellen Druck aushöhlt werden.
- Das Wohl der Kinder darf nicht den Anforderungen des Arbeitsmarktes untergeordnet werden.
- Die Not Alleinerziehender darf nicht für die Durchsetzung von Kitas für alle Kinder ausgenutzt werden.

Die Kosten für Kitas sind sieben Mal so hoch, wie das von der Regierungskoalition beschlossene Betreuungsgeld.

- In Wahrheit geht es bei dem Kampf gegen das Betreuungsgeld darum, dass Mütter auf die Erziehung ihrer Kinder verzichten, um der Wirtschaft zur Verfügung zu stehen.

Das Forum Deutscher Katholiken ruft alle Bürger dazu auf, der Ideologie der Kollektiverziehung in Kitas im Interesse unserer Kinder zu widerstehen!

*Prof. Dr. Hubert Gindert
Vorsitzender des
Forums Deutscher Katholiken*

Weihbischof János Székely:

Was übersehen oder verschwiegen wird

Zu den Angriffen auf Ungarn

„Was ist der Grund dieses Hasses? Der wahre Grund ist, dass unsere Heimat sich zu jenen grundlegenden Werten bekennt, welche heute viele zerstören möchten. Das ungarische Parlament hat dem Land eine Verfassung gegeben, welche mit dem Namen Gottes beginnt, dass das Leben der Leibesfrucht von der Befruchtung an zu schützen ist, dass Ungarn die Institution der Ehe als zwischen Mann und Frau zustande gekommene Lebensgemeinschaft schützt. Die Verfassung hält

daran fest, dass die Familie Fundament für die Aufrechterhaltung der Nation ist, und dass das Ausmaß der Steuern mit Rücksicht auf die Ausgaben für die Kindererziehung festzustellen ist. Offensichtlich gibt es viele auf der Welt, denen diese entschiedene Konzipierung der Grundwerte nicht gefällt. Was mehr? Die ungarische Regierung hat für die Banken vorübergehend eine Extrasteuer auferlegt. Die erfüllt die Herren der Geldwelt natürlich mit der Sorge, dass dieses Beispiel ansteckend wirke. Natürlich nennen sie diese Gründe nicht beim Namen, sie nennen weniger bedeutsame Anklagen. Eine dieser Anklagen betrifft das Gesetz über die Kirchen. Dieses Gesetz hat zum Ziel, dass es den sogenannten „Business Kirchen“ den kirchlichen Status entzieht. In Ungarn nämlich, im Gegensatz zu vielen europäischen Staaten, haben die kirchlichen Ausbildungs-, Gesundheits- und sozialen Institutionen

gleichen Anteil an der staatlichen Finanzierung wie ähnliche staatliche Institutionen; denn sie bieten ebenso steuerzahlenden Bürgern Erziehungs- oder Heilungsdienste an. In unserer Heimat sind deshalb zahlreiche Scheinkirchen entstanden, deren oberstes Ziel die Erlangung staatlicher Unterstützungen war. Das neue Kirchengesetz ändert diese Situation. Es umschreibt genauer die Bedingungen, unter denen eine Gemeinschaft den kirchlichen Status erreichen kann (mindestens tausend Mitglieder; mindestens 20 Jahre Anwesenheit im Land u.a.m.). Die Gemeinschaften, die den kirchlichen Status nicht erhalten, können ihre Aktivitäten getrost fortsetzen, aber sie werden keine staatliche Unterstützung erhalten ... Es kommt in der Geschichte oft vor, dass dann, wenn das Licht der Vernunft erscheint, auch die Macht der Finsternis sichtbar wird und sich mit großem Hass austoben will. Ich wünsche für uns alle, dass wir Söhne des Lichtes, Erbauer einer wahren menschlicheren Welt werden.“ KWZ, 02.03

(Der Weihbischof erwähnt auch, dass Fehler im Mediengesetz und im Notenbankgesetz bereits korrigiert wurden. Er weist auf den zu respektierenden demokratischen Wählerauftrag hin, durch den die Regierung mit verfassungsgebender Mehrheit ausgestattet wurde. Red.)



*Weihbischof
János Székely*

Bewahrung der Schöpfung beginnt Zuhause

Kürzlich wurde in den Medien darüber berichtet, dass die Bundesbürger im Durchschnitt 81 kg Lebensmittel pro Jahr in die Abfalltonne werfen. Rechnet man einmal 80 kg und rund 80 Millionen Einwohner, so kommt man auf die Summe von etwa 6,4 Millionen Tonnen Nahrungsmittel, die auf diese Weise verschwendet werden. Vermutlich ist die Situation in den vergleichbaren Westeuropäischen Ländern wie Frankreich, Großbritannien, Italien und Spanien ähnlich wie in der Bundesrepublik.

Experten können uns sagen, wie viel Land dafür unter den Pflug genommen werden muss oder wie viele Arbeitsstunden notwendig sind, um diese Lebensmittel zu produzieren. Können wir diesen Luxus verantworten? Der Appell, den Einkauf sorgfältiger zu planen, die gekauften Lebensmittel zu konservieren, um sie später zu verwenden, um so Geld zu sparen ist das eine. Für Christen reicht das nicht. Verschwendung ist auch ein Vergehen gegenüber dem armen Lazarus vor unserer Tür. Es gibt auf dieser Welt etwa 1,4 Milliarden Menschen, die täglich weniger als 1,5 Dollar pro Tag zur Verfügung haben, um ihr Leben zu fristen.

Die Erde ist für alle da, lautet ein Grundsatz der katholischen Soziallehre. Nun können wir nicht warten, bis alle „Verschwender“ zur Einsicht kommen und ihren Lebensstil ändern. Wie können wir mit Tatkraft und Kreativität die Situation verbessern? Es ist kaum möglich, die schon produzierten Lebensmittel, die in den Müllcontainer geworfen werden, zu den Ärmsten in den Ländern der Dritten Welt zu schaffen. Was aber praktiziert wird, ist das Einsammeln von Lebensmitteln vor allem in größeren Orten, die dann von freiwilligen Helfern unter der Bezeichnung „Tafel“ an Hilfsbedürftige verteilt werden. Wie viele „Zivilisationsgestrandete“ haben so mit diesen Lebensmitteln und der praktizierten Nächstenliebe neuen Auftrieb bekommen und wieder Lebensmut zurück gewonnen! So lässt sich einmal die schlechte Nachricht von der Verschwendung mit der guten durch die Hinwendung an den Nächsten verbinden.

Hubert Gindert

Auf dem Prüfstand

Christen werden auch in Westeuropa diskriminiert – Eine Dokumentation

„Leider trifft man in politischen und kulturellen Kreisen ebenso wie in den Medien bestimmter, meist westlicher Länder auf eine Geringschätzung der Religion und manchmal auf Feindschaft oder sogar Verachtung gegenüber dem Glauben. Diese Haltung richtet sich insbesondere gegen Christen.“ Papst Benedikt XVI. (10. Januar 2011)

Das Dokumentationsarchiv für Intoleranz gegen und Diskriminierung von Christen in Europa veröffentlicht heute, 19. März 2012, einen umfassenden Bericht über das Jahr 2011

Die Leiterin des Dokumentationsarchivs, Gudrun Kugler erklärt: „Studien zeigen, dass 85% aller sogenannten „hate crimes“ gegen Christen gerichtet sind. Diese Tatsache darf in der öffentlichen Debatte nicht totgeschwiegen werden! Wir dokumentieren auch eine Reihe beruflicher Einschränkungen von Christen: Die restriktive Auslegung von Gewissensfreiheit führt allmählich dazu, dass Berufe wie Standesbeamter, Arzt, Krankenschwester und Hebamme oder Apotheker für Christen nicht mehr ausübbar werden. Lehrer und Eltern geraten in Schwierigkeiten, wenn sie mit staatlich festgelegter Sexualmoral nicht einverstanden sind. Unsere Recherchen zeigen, dass Europa nur durch einen fairen Umgang mit Religionen, und insbesondere mit dem Christentum, seiner Ausrichtung auf Freiheit gerecht werden kann.“

Zusammenfassung des Berichts 2011

1. Das in der westlichen Welt verbreitete Phänomen der sozialen Ausgrenzung von Christen und die Verletzung ihrer Rechte lässt sich am treffendsten als Intoleranz und Diskriminierung von Christen bezeichnen ...

2. Statistiken zeigen die Tragweite des Problems: 74% der in Großbritannien befragten Kirchgänger meinen, dass Christen häufiger als Anhänger anderer Religionen diskriminiert werden. 84% des Vandalismus in Frankreich richtet sich gegen christliche Gebetsstätten. In Schottland wurden 95% aller anti-religiösen motivierten Gewalttaten gegen Christen verübt.

3. Die Parlamentarische Versammlung der OSZE fordert einen öffentlichen Dialog über Intoleranz und Diskriminierung von Christen in Europa und empfiehlt die Überarbeitung von Gesetzen mit möglichen negativen Auswirkungen für Christen.

4. Im Jahr 2011 meldeten sich zahlreiche Institutionen zu Wort, um auf die zunehmende Intoleranz gegenüber Christen aufmerksam zu machen und eine positive Veränderung anzumahnen.

5. Das Dokumentationsarchiv recherchierte und dokumentierte im Jahr 2011 180 Vorfälle von Intoleranz und Diskriminierung von Christen. Diese Fälle werden im Bericht 2011 unter den folgenden Kategorien aufgeführt: Religionsfreiheit, Meinungsfreiheit, Gewissensfreiheit, diskriminierende Gleichstellungspolitik, Ausgrenzung von Christen aus dem sozialen und politischen Leben, Repressalien gegen christliche Symbole, Diffamierung, negative Stereotypisierung, Hate crimes (Hassdelikte), Vandalismus und Schändung.

Quelle: Observatory on Intolerance and Discrimination against Christians.

Hubert Gindert

Wie sieht „ethisch-moralische Erneuerung“ in Deutschland aus?

Bundespräsident Joachim Gauck ist in das Palais Bellevue, zusammen mit Frau Daniela Schadt eingezogen. Eine neue Marquise de Pompadour? Frau Schadt ist die so genannte „Lebensgefährtin“ des neuen Bundes-

präsidenten. Verheiratet ist Joachim Gauck seit 1959 mit Frau Gerhild, von der er vier Kinder hat. 1991 ging seine „Ehe in die Brüche“. Geschieden ist Gauck von seiner Frau nicht.

Wer war die historische Marquise de Pompadour? Sie hieß mit bürgerlichem Namen Jeanne Antoinette Poisson und war von 1744 bis zu ihrem Tod 1764 die offizielle Mätresse von König Ludwig XV. von Frankreich im Schloss Versailles.

Den neuen Bundespräsidenten Gauck begleiteten viele gute Wünsche und Vorschusslorbeeren nach seiner Wahl durch den Deutschen Bundestag auf seinem Weg nach Bellevue. Es gab aber auch den Bundestagsabgeordneten Norbert Geis, der den Mut hatte, dem designierten Bundespräsidenten zu sagen: „Es dürfte wohl im Interesse des Herrn Gauck selbst sein, seine persönlichen Verhältnisse so schnell wie möglich zu ordnen, damit insoweit keine Angriffsfläche geboten wird“ (AZ, 22.02.12). Nun stellen die „persönlichen Verhältnisse“ des Bundespräsidenten Gauck in Deutschland offensichtlich keine „Angriffsfläche“ mehr dar. Der Vorsitzende der Deut-

schen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch von Freiburg meinte, Gaucks „hohe Glaubwürdigkeit“ und seine „breite Akzeptanz durch die Menschen“ seien hervorragende Voraussetzungen für sein Wirken. Das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken (ZDK) erwartet vom Bundespräsidenten Gauck „wichtige Orientierung für die Wertedebatte in Deutschland“ (Tagespost, 20.03.12).

Ein Leserbriefschreiber in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ, 22.03.12, S. 2) schrieb: „Herr Landesbischof Bedford-Strohm wünscht sich von uns Bürgern mehr Wertschätzung für unsere Politiker. In der Skala ganz oben haben wir jetzt ein tolles Vorbild, Herrn Bundespräsidenten Gauck. Als verheirateter evangelischer Christ repräsentiert er uns mit seiner Freundin in der Öffentlichkeit. Wo bleibt der Protest der Kirchen?“.

Dass dieser Protest in einer Gesellschaft, in der das Koordinatensystem der Werte verrutscht ist, ausbleibt, hat mehrere Gründe: Das Verhalten des Bundespräsidenten wird inzwischen in unserer Gesellschaft breit praktiziert und von vielen akzeptiert.

Wer sich dagegen ausspricht, verstößt gegen die politische Korrektheit und zieht sich das Stirnrunzeln vieler zu. Die Angst vor der medialen Öffentlichkeit verschließt denen den Mund, die ein solches Verhalten im Grund missbilligen. Im Übrigen sei das eine private Angelegenheit des Bundespräsidenten, die mit seinen Amtsgeschäften nichts zu tun habe. Ist das wirklich so?

Die Marquise de Pompadour war eine gesellschaftlich einflussreiche Dame am Hof von Ludwig XV.. Sie mischte sich durchaus in die Staatsgeschäfte ein. Auf ihr Betreiben hin wurde der mächtige Staatssekretär Jean-Frederik, Graf von Maurepass entlassen. Sie wirkte selbst bei der Ernennung von Generälen mit. Sie förderte Intellektuelle, Künstler und Schriftsteller, wie die Aufklärer Diderot, d'Alembert, Rousseau und Voltaire. Wird der neue Bundespräsident mit seiner Lebensgefährtin Daniela Schadt nur unverbindliche Gespräche über das Wetter führen oder beispielsweise auch darüber, wie die von ihm geforderte „ethisch-moralische Erneuerung“ auszusehen hat?

Hubert Gindert

DER FELS Katholisches Wort in die Zeit



www.der-fels.de

Liebe Leser! – Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX ← Bitte Beziehernummer des „FELS“ (ist auf dem Adresseticket) bei der Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

**Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;
Weitere Banken siehe Impressum Seite 191**

Um das Lebensrecht Behinderter

Ein neuer Bluttest für Schwangere ermöglicht eine schnelle Diagnose des Down-Syndroms. Stellt der Test das Lebensrecht von Behinderten in Frage? – So wandte sich Frau Viktoria Heymann von der „Katholischen Sonntagszeitung“ an den Behinderten-Beauftragten der Bundesregierung Hubert Hüppe (31.3./1.4.2012; S.10). Folgendes aus der Antwort Hüppes:

Dieser Test dient nur einem Zweck: Kinder mit Down-Syndrom auszusortieren. Schon jetzt werden über 90 Prozent von ihnen abgetrieben. Down-Syndrom ist keine Krankheit, sondern eine Veranlagung. Menschen mit Down-Syndrom leiden nicht daran, sondern an der Reaktion ihrer Umwelt. (...)

Mit dem Test verbunden ist die unausgesprochene Erwartung, dass man gefälligst abtreibt, wenn er positiv ausfällt. Der Druck ist schon durch die herkömmlichen Methoden groß. Aber früher war das Risiko höher, dass bei der Untersuchung auch viele nicht behinderte Kinder umkommen. Jetzt wird man sagen, es gebe kein Risiko, da man nur einen Tropfen Blut braucht.

Es gab bereits Überlegungen einer Krankenkasse, auf Schadenersatz zu klagen, da ihr durch ein behindertes Kind ein erhöhter Aufwand entstanden war. Auch gab es einen Fall in Frankreich, wo Menschen mit Behinderung Schadenersatz zugestanden wurde. Ich hoffe, dass so etwas in Deutschland nicht passiert. Das würde bedeuten, dass man meint, es wäre besser, wenn alle behinderten Menschen tot wären, und dass behinderte Menschen einen Schaden für die Gesellschaft darstellen. Aber diese Gefahr ist natürlich da, wenn die Entwicklung von Selektionsmitteln wie dem Down-Syndrom-Bluttest wirtschaftlich gefördert wird.

(Siehe dazu auf Seite 147 dieses Heftes: „1941: »Das sind keine wirklichen Menschen«“)

Risiken und Nebenwirkungen der Krippenoffensive

Unter dem Titel „Die dunkle Seite der Kindheit“ veröffentlichte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung für Deutschland“ am 4. April 2012 auf Seite 7 eine „Analyse der Risiken und Nebenwirkungen der deutschen Krippenoffensive“. Der Verfasser Dr. Rainer Böhm ist Kinder- und Jugendarzt und leitender Arzt des Sozial-Pädiatrischen Zentrums Bielefeld-Bethel. Im Anschluss an den Bielefelder Kinderärztekongress 2011 stellt er die Ergebnisse einer breitangelegten Untersuchung vor, die das renom-

Zeit im Spektrum

mierte National Institut of Child Health and Development (NICHD) in den USA ab 1990 über 15 Jahre hinweg durchgeführt hatte und klären sollte, wie sich außerfamiliäre Betreuung von Kleinkindern auf deren Gesundheit und Entwicklung auswirkt. Darüber waren seit 1980 in den USA heftige Auseinandersetzungen entstanden („child care wars“), als dort Doppelverdiener-Haushalte mehr und mehr die Regel wurden und dementsprechend außerfamiliäre Kinderbetreuung gesucht und angeboten wurde. Die NICHD-Untersuchung zeigte – nun auch objektiv durch Bestimmung des Tagesprofils des Stress-Hormons Cortisol – dass die Mehrheit der Kleinkinder in Ganztagsbetreuung weitgehend unabhängig von deren Qualität einer erheblichen Stressbelastung ausgesetzt ist, mit der Folge anhaltender Verhaltensauffälligkeit bei einem Teil der Kinder und von Risiken für die langfristige seelische und körperliche Gesundheit. Daher die Empfehlung der Untersuchungsführer: Die Qualität der Betreuung muss gesteigert werden, die Dauer der Betreuung ist zu reduzieren, während die Eltern in ihrem Erziehungsauftrag gestärkt werden müssen. – Für die Bundesrepublik kommt der Kinderarzt zum Ergebnis:

Anstatt dass die Erziehungsleistung der Eltern von politischer oder gesellschaftlicher Seite schleichend entwertet wird, muss Müttern und Vätern die Bedeutung bewusst gemacht werden, die ihre liebevolle und kontinuierliche Präsenz für die gesunde seelische Entwicklung ihrer Kinder gerade in ihren ersten Lebensjahren hat (...)

Aufgrund der dargelegten Risiken ist es unumgänglich, dass alle Eltern die Entscheidung über eine mögliche frühe außerfamiliäre Betreuung frei von ökonomischen Zwängen treffen können. Hierfür muss der Grundsatz „The money goes with the child“ (das Geld geht mit dem Kind) wegweisend werden. Die Wahlfreiheit für Eltern könnte über ein Kinder-Grundeinkommen oder ein Be-

treuungsgeld sichergestellt werden, wie es mittlerweile in allen skandinavischen Ländern gezahlt wird und deutlich höher ist als die eher symbolische Summe, die in Deutschland zur Debatte steht (...)

Dr. Böhm weist darauf hin, dass bei der Krippenoffensive auch andere Interessen im Spiel sind als das Kindeswohl:

Die Deutsche „Krippenoffensive“ geht wesentlich auf die massive politische und publizistische Lobbyarbeit von Wirtschaftsverbänden zurück, die angesichts der demographischen Entwicklung versuchen, Arbeitskraftreserven auch unter jungen Eltern zu mobilisieren (...) Die Bertelsmann-Stiftung, der operative Arm des größten deutschen Medienkonzerns, bereitet systematisch den Boden für eine langfristig geplante Expansion der Konzernaktivitäten ins lukrative und konjunkturunabhängige Bildungsgeschäft. Dabei wird die Meinungsführerschaft im Sektor frühkindliche Bildung angestrebt. Kritische Stimmen werden marginalisiert, andere dagegen in eigene „Studien“ eingebunden, die die Konzernziele unterstützen. Auch die Betreuungsbranche macht sich für die Ausweitung des Krippenangebotes stark, da sie sich von diesem Schritt Wachstumschancen erwartet, die durch staatliche Subventionen abgesichert sind. Marktchancen winken auch Fachverlagen, die sich einen neuen Publikationssektor erschließen können. Universitäten und Fachschulen schließlich hoffen auf Steuergelder für neue Ausbildungsgänge. – Der Eigendynamik all dieser Entwicklungen muss mit besonderer Wachsamkeit begegnet werden.(...)

Für einen femininen Feminismus

Der Feminismus im Sinne von Simone de Beauvoir und Alice Schwarzer hat seine Ziele erreicht: „Der berufstätigen, kinderlosen Frau liegt die Welt zu Füßen.“ Aber um welchen Preis? „Doch Frau ist nicht gleich Mutter. Nur diese aber kann das Leben weitertragen ... Was wir brauchen, ist eine neue Mütterpolitik, denn Mütter sind als Verliererinnen der Frauenbewegung zurückgelassen worden.“ – So schreibt Frau Birgit Kelle (Jahrgang 1975, Journalistin, Publizistin, verheiratet und Mutter von vier Kindern) in einem Kommentar zur Zeit unter dem Titel „Wir brauchen einen femininen Feminismus“, veröffentlicht auf der Homepage des Vereins „Frau 2000plus e.V.“, dessen Vorsitzende Frau Kelle ist (14.4.2012; [http:// Frau2000plus.net/?p=697](http://Frau2000plus.net/?p=697)). Auf europäischer Ebene setzt sich Frau Kelle im Vorstand des Dachverbandes „New Women for Europe“ für diese Ziele ein; der Verband vertritt über 100 Frauen-

Organisationen und hat Berater-Status beim Europäischen Parlament. – Frau Kelle in ihrem Kommentar:

(...) Das Deutsche Institut der Wirtschaft (DIW) in Köln kommt zu dem Ergebnis, dass Frauen mit sehr kurzem Erwerbsunterbrechungen nur noch einen Verdienstabstand von vier Prozent zu den Männern aufweisen, der statistisch nicht mehr signifikant sei. Eine Frau, die ihr Arbeitsleben nicht mehr wegen Kindern unterbricht, hat ein gleiches Einkommen wie ein Mann.

Erst mit den Kindern und dem Muttersein kommen die Probleme. Der Lohnausfall, der Rentenausfall, die Altersarmut, die Vereinbarkeitsproblematik, die Doppelbelastung, die fehlende Anerkennung, der schwierige Wiedereinstieg in den Beruf. Weil man der Frau zwar einerseits zutraut, die Welt retten zu können, gleichzeitig aber annimmt, dass sie einen Großteil ihrer Hirnzellen am Wickeltisch verloren hat. Menschheitsgeschichtlich haben wir es innerhalb kurzer Zeit geschafft, Kinderreichtum von einer Alterssicherung zum größten Armutsrisiko werden zu lassen. Stück für Stück wurde der soziale Status einer Frau, die sich um Familie und Haushalt kümmert, finanziell ausgehöhlt. Ihre Alterssicherung ist ein Witz, und das neue Unterhaltsrecht lässt sie im Regen stehen.

Es ist eine Kapitulation der Frauenpolitik, dass sie sich bei all diesen Problemfeldern den Regeln der immer noch männlich geprägten Wirtschaftswelt unterworfen hat, anstatt einen spezifisch weiblichen Weg auch und gerade finanziell zu ermöglichen. Ein Weg, bei dem ein Hintereinander von Familienphase und Karriereweg möglich ist, anstatt etwas einzufordern, was wir von keinem Mann verlangen: ständig auf zwei Hochzeiten gleichzeitig zu tanzen. (...) Es ist trauriges Erbe eines verfehlten Feminismus, dass ein spezifisch weiblicher Lebensweg als nicht mehr erstrebenswert gilt. Dass Mutterschaft – die ureigenste Domäne der Frau – nur noch ein Problem darstellt, das es zu organisieren gilt. Haben wir Frauen wirklich nichts anderes anzubieten als ein besserer Mann zu werden? (...)

(Siehe dazu auf Seite 148 dieses Heftes: „Aufkommende Ahnung vom Niedergang“)

Von einer alternden zu einer jünger werdenden Gesellschaft

Wie können wir die alternde in eine jünger werdende Gesellschaft umgestalten? In einem Beitrag für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ skizzierte Prof. Paul Kirchhof (Bundesverfassungsrichter a. D., Professor für Öffentliches Recht, Verfassungsrecht, Finanz- und Steuerrecht

an der Universität Heidelberg), was seiner Erkenntnis nach bei der Gestaltung der Rahmenbedingungen dazu notwendig ist („Deutschland wächst mit seinen Kindern“, FAZ 11.4.2012, Seite 27):

(...) Das Rentenrecht muss anerkennen, dass der Generationenvertrag seinen Schuldner von den Eltern empfängt (...) Deshalb müssen Eltern, insbesondere die Mütter, die vielfach um der Kindererziehung willen auf einen Teil ihres Erwerbslebens und damit auf einen Lohn verzichtet haben, im Rentenrecht dem Grunde und der Höhe nach als erste berechtigt sein (...)

Die Ausbildungs- und Erwerbsbiografien sind so umzugestalten, dass die jungen Menschen in Zukunft die Frage der Familiengründung nicht mehr verspätet stellen (...)

Die Möglichkeiten moderner Arbeitstechnik, insbesondere der Computer, sollten vermehrt genutzt werden, um familienfreundliche Heimarbeitsplätze anzubieten (...)

Das Steuerrecht muss auf die besonderen Belange der Familien ausgerichtet werden. (...) Die indirekten Steuern treffen Familien besonders. Familien müssen ihr Einkommen im Wesentlichen konsumieren (...) Hier sind Ausgleichsteuern geboten (...)

Im Wahlrecht ist zu erwägen, wie die Kinder, die noch am längsten von heutigen politischen Entscheidungen betroffen werden, rechtzeitig Einfluss auf die Politik gewinnen können. Auch ein unmündiges Kind ist Inhaber von Rechten, kann zum Beispiel durch Erbfall Eigentümer eines Hauses werden, seine Rechte durch seine Stellvertreter – seine Eltern – ausüben lassen. Gleiches wäre beim Wahlrecht möglich (...)

Vor allen aber brauchen Familien Anerkennung und Vertrauen. Familien sind unverzichtbare Leistungsträger unserer Gesellschaft. Für diese Leistungen sollten wir werben – zumindest mit der gleichen Phantasie, mit der wir für Waren und Dienstleistungen werben. (...) Die Kinder sind unsere Zukunft. Nachhaltiges Wachstum erfordert eine entschiedene Familienpolitik.

Koran-Verteilung und Religionsfreiheit

In der katholischen Zeitung „Die Tagespost“ kommentierte Stephan Baier die Koran-Verteilung durch Salafisten in Städten Deutschlands und Österreichs (DT, 14.4.2012, Seite 1):

(...) Wenn Zeugen Jehovas mit ihrem „Wachturm“ am Bahnhof stehen und Salafisten eine deutsche Koran-Übersetzung in der Fußgängerzone verteilen,

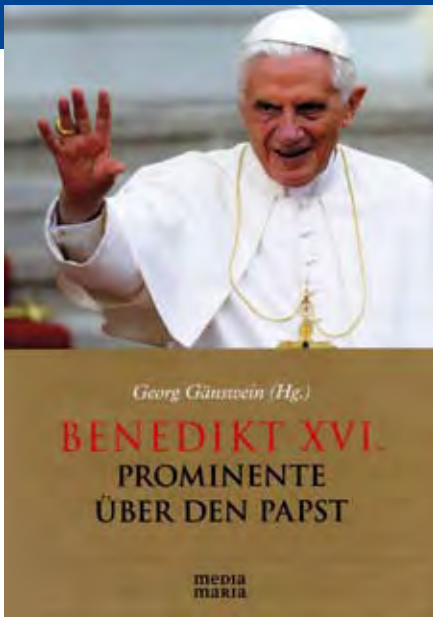
geht das Abendland nicht unter. Es geht viel eher unter, weil Christen ihren Glauben in der Sakristei verstecken, statt ihn am Arbeitsplatz zu bezeugen. Wenn jeder gläubige Christ die Osterzeit nutzt, einem Mitbürger von der Auferstehung Jesu zu erzählen, ist mehr für die Verteidigung der christlichen Leitkultur Europas geschehen als mit allen Rufen nach einer Einschränkung der Religionsfreiheit für radikale Muslime.

Mission gehört unaufgebar zum Christentum wie zum Islam. Es wäre also nur natürlich, dass christliche Neuevangelisation und muslimische Mission in der Fußgängerzone aufeinander treffen. Und es ist umgekehrt ein Skandal, dass genau dies in der Heimat der Salafisten, in Saudi-Arabien, mangels Religionsfreiheit nicht möglich ist. (...)

Die Glocken läuten noch, aber...

Die Glocken läuten zwar noch dreimal täglich zum „Engel des Herrn“, zum Angelus-Gebet, aber wer betet noch dazu? Viele Katholiken kennen weder den Sinn dieses Läutens noch das Gebet selber. Darum ist nun ein PURspezial-Heft seiner Wiederbelebung gewidmet; es führt in Geschichte, Text und Sinn dieses Gebetes ein (PURspezial 2/2012; Fatima-Aktion, Hauptstr.22, D-88353 Kisslegg). Das Heft macht auch auf eine besondere Initiative zur Verbreitung des Gebetes aufmerksam. Klaus Wundlechner, ehemals Geschäftsführer der Deutschen Sektion des Hilfswerkes „Kirche in Not“, schreibt dazu:

Aus dem familiären täglichen Läuten des Angelusgebetes in unserer Dorfkapelle entstand die Initiative Angelusgebet der Familie Wundlechner. Unsere Vision ist es, dass in jeder Geldbörse neben der Geldkarte auch eine Angeluskarte ihren Platz findet. Die Karte ist klein, schön und äußerst langlebig. Sie ist wie ein kleiner „Taschenaltar“ und erinnert täglich an das Angelusgebet. Für die Verbreitung vertrauen wir auf die Fürsprache der Gottesmutter Maria, das Wirken des Heiligen Geistes und auf Sie, ja Sie, liebe Leserin und lieber Leser dieser Zeilen: Reichen Sie die Angeluskarten weiter. Es wäre schön, wenn jede Angeluskarte wie der erste Stein eines Dominospiels eine neue Serie von Bestellungen auslösen würde. Schenken Sie die Angeluskarte Ihrer Familie, Ihren Freunden, den Nachbarn und gerne auch Ihrem Pfarrer. Über die Fatima-Aktion kann sie kostenlos bestellt werden. Auch das katholische Hilfswerk „Kirche in Not“ beteiligt sich an dieser Aktion. Übrigens wird die Angeluskarte auch in einem Brief vom Vatikanischen Staatssekretariat empfohlen (...)



Georg Gänswein: Benedikt XVI. – Prominente über den Papst. Media Maria Illertissen 2012, ISBN 978-3-9814444-6-9, gebunden, 192 Seiten, Euro 19,95

Was gilt der Papst in Deutschland? Der Weg von der Euphorie des Palmsonntags bis zu den bitteren Stunden des Karfreitags war auch für Benedikt XVI. nicht weit. In dieser Situation war es eine gute Entscheidung des Media-Maria-Verlages das Buch „Benedikt XVI. Prominente über den Papst“ herauszubringen. Am 15. März 2012 stellte der Herausgeber Prälat Georg Gänswein dieses Buch im Münchner Presse-Club vor. Dort waren noch nie so viele Presseleute zu sehen wie an diesem Abend. Der Grund dafür ist wohl das ungebrochene Interesse am Papst und auch der Bekanntheitsgrad der prominenten Autoren dieses Buches. Gläubige Protestanten wie Peter Gauweiler, Wolfgang Schäuble und die thüringische Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht drücken dem Papst zum 85. Geburtstag ihre Hochachtung aus. Gauweiler bezeichnet Joseph Ratzinger gar als Kirchenvater. Eine überraschende Schlussfolgerung für diesen streitbaren Politiker! Der Bundesfinanzminister zeigt sich tief beeindruckt von der Rede des Papstes im Deutschen Bundestag. Die Kardinäle Joachim Meisner, Reinhard Marx, Kurt Koch und Bischof Thebartz van Elst sowie die Theologen Karl Wallner und Notker Wolf rühmen die Kenntnisse und Initiativen des Papstes in Theologie und Kulturwissenschaften. Politiker wie die ehemaligen Ministerpräsidenten Werner Münch und Edmund Stoiber sowie die Ministerin Christine Haderthauer berichten über eindrucksvolle Begegnungen mit dem Papst. Edmund Stoiber schreibt, dass der Papst eine der faszinierendsten Persönlichkeiten

sei, die er kenne. Und Prominente aus der Wissenschaft, aus der Kultur und aus der Wirtschaft schließen sich diesem Urteil an. Barbara Gerl-Falkowitz, Michaela von Heereman, Claus Hipp, Ludwig Güttler und Hubert Gindert erzählen von Begegnungen und Gesprächen, die ihnen neue Perspektiven eröffneten. Barbara Gerl-Falkowitz untermauert ihre Würdigung des Papstes mit folgendem Goethe-Zitat: „Die größten Menschen, die ich gekannt habe und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demütig und wussten, was sie stufenweise zu schätzen hatten.“ Der Musiker Ludwig Güttler widmet dem Musikfreund auf dem Stuhl Petri seine Gedanken über das Magnifikat und die dazugehörigen Vertonungen. Hubert Gindert, der Vorsitzende des „Forums Deutscher Katholiken“, schreibt über die Aufgaben des Steuermannes in

der deutschen Kirche. Der Spitzensportler Franz Beckenbauer bekennt, dass er seit dieser Begegnung wieder öfter in die Kirche geht. Die zweifache Olympia-Siegerin im Skisport Maria Höfl-Risch aus Garmisch bekennt, dass sie sich an der Kirche und am Papst orientiert. Unser Papst findet offenbar in allen Bereichen der Gesellschaft mehr dankbare Verehrung als in den Medien und bei manchen Kirchenfunktionären. Die einen bewundern ihn wegen seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und wegen seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung, die anderen lehnen ihn wohl aus den gleichen Gründen ab. Die einen kann dieses Buch bestärken, die anderen könnte es Augen und Ohren öffnen, wenn sie sich nicht in die eigene Blindheit und Taubheit verliebt hätten.

Eduard Werner



Oben: Die Verlegerin Gisela Geirhos, Peter Gauweiler, MdB und Prälat Georg Gänswein

Unten: Ministerpräsident a. D. Edmund Stoiber und Prälat Georg Gänswein



„Im Glauben leben“ war das Thema der Augsburger Theologischen Sommerakademie 2011. Die Akademie stellte sich der drängenden Frage, wie wir heute das Glaubensgut gut weitergeben können, sodass auch künftige Generationen die Schätze des Christentums entdecken und sich an ihnen orientieren. Jetzt sind die Referate und Predigten der Akademie in einem Dokumentationsband veröffentlicht worden – ein Buch, das für alle, denen die unverkürzte Verkündigung der christlichen Botschaft heute ein Anliegen ist, eine unschätzbare Hilfe ist. Neben qualifizierten Wissenschaftlern kommen auch Referenten zu Wort, die viel Erfahrung in der Seelsorge haben. Andere geben ein persönliches Glaubenszeugnis ab und zeigen, wie ihnen das katholische Bekenntnis Wegweisung und Hilfe zum Leben wurde. So zum Beispiel Jenö Zeltner, ein Diplom-Ingenieur aus München, der berichtet, wie er den katholischen Glauben und auch den Wert der katholisch gelebten Ehe entdeckte. Oder der ehemals evangelische Pfarrer Peter Kemmether, der die katholische Kirche als die wahre erkannt hat, katholisch wurde und heute als katholischer Priester wirkt. Einen weiten Raum nimmt in dem Dokumentationsband auch das Glaubensleben in Ehe und Familie ein.

Der Zisterzienser Prof. P. Dr. Karl Wallner aus Heiligenkreuz spricht über die christliche Namensgebung, und Pfarrer Georg Alois Oblinger, Stadtpfarrer in Lindau, gibt nützliche Hinweise, wie wir heute das Kirchenjahr mit seinen christlichen Festen der Gesellschaft wieder mehr bewusst machen können.

Zwei Artikel hat der Politologe und Historiker Andreas Püttmann verfasst. In dem einen Artikel analysiert Püttmann treffend die Situation der Katholiken heute und macht deutlich, dass die Zahl der wirklich praktizierenden Gläubigen erschreckend gering geworden ist. In einem zweiten Artikel stellt Püttmann heraus, welche Bedeutung die Katholiken für die deutsche Gesellschaft haben. Durch „feste Moralgrundsätze gegen den ethischen Relativismus“ stiften Katholiken zudem „geistige Orientierung“ in der Gesellschaft, und schließlich erweist sich gerade die katholische Kirche als die Glaubensgemeinschaft, in der der Transzendenzbezug des Menschen in ganz besonderer Weise hochgehalten wird. So glauben gerade Katholiken an die Auferstehung Jesu Christi, daran, dass Jesus Gott und Mensch zugleich war, an die Dreieinigkeit Gottes und auch an ein Leben nach dem Tode.

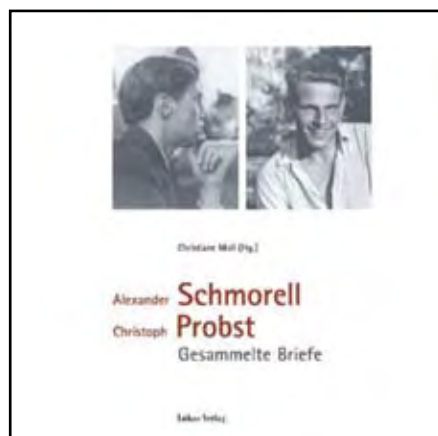
Weitere Artikel des Dokumentationsbandes befassen sich mit dem Sinn und



Wert der Marienweihe (Regens Markus Hofmann, Köln), mit der Dichterin Gertrud von Le Fort und ihrer Konversion (Dr. Monika Born), mit den Segnungen und Sakramentalien (Prof. Dr. Anton Ziegenaus) und mit Erfahrungen der barmherzigen Liebe und heilenden Zuwendung Jesu Christi.

Raymund Fobes

Der Dokumentationsband „Im Glauben leben“ kann bestellt werden bei Gerhard Stumpf, Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg, E-mail: stumpf@ik-augsburg.de
Ladenpreis: EUR 12,50



Christiane Moll: Alexander Schmorell und Christoph Probst. Gesammelte Briefe. Lukas-Verlag Berlin 2011. 944 Seiten, Euro 34;80. ISBN 978-3-86732-065-8

Der Widerstand der „Weißen Rose“ wird bis jetzt weithin als Widerstand der Geschwister Hans und Sophie Scholl dargestellt. Das ist falsch. Es schmälert das Heldentum der Geschwister Scholl ja keineswegs, wenn man der histori-

schen Wahrheit die Ehre gibt und die gleichwertige Beteiligung von Alexander Schmorell, Christoph Probst, Willi Graf und Kurt Huber und anderen in die Forschung mit einbezieht und in der Öffentlichkeit auch bekannt macht. Im Gegenteil: Die Verdienste der gesamten Widerstandsgruppe sind erst ganz zu er-messen, wenn der Einsatz und die Ver-ästelungen aller Beteiligten berücksichtigt werden. Ein entscheidender Schritt hierzu ist nun mit der Herausgabe der gesammelten und ungekürzten Briefe von Alexander Schmorell und Chris-toph Probst erfolgt. Erstmals werden alle erhaltenen Briefe in der vorliegen- den Edition der Öffentlichkeit zugäng- lich gemacht. Die Adressaten der Briefe waren überwiegend Verwandte, Freun- de und andere Nahestehende. Die ein- fühlbaren Briefe der beiden Schreiber belegen ihre ideale Gesinnung und ih- ren konsequenten Charakter schon lan- ge vor dem aktiven Widerstand. Die 158 Briefe und Dokumente Schmorells be- ginnen 1936 und enden mit dem Tag der Hinrichtung am 13.07.1943. Von Chris-

toph Probst liegen 178 Briefe und Do- kumente vor; sie stammen noch teilwei- se aus der Kindheit, von 1928 bis zur Hinrichtung am 22.02.1943. Aus Chris- toph Probsts Briefen ist die Hinwendung zum katholischen Glauben klar erkenn- bar. So war es folgerichtig, dass er im Gefängnis sofort um einen katholischen Geistlichen bat, um die Heilige Taufe zu empfangen, für die er sich schon lange vorbereitet hatte. Seine Kinder hatte er schon taufen lassen. Alexander Schmo- rell war russisch-orthodox. Sein Glaube vertiefte sich während der Kerkerhaft. Man sieht an den Abschiedsbriefen bei- der, dass sie als Christen aufrecht und mit freudigem Gottvertrauen in den Tod gingen. Die Edition dieser Briefsamml- ung wird durch die umfassende biograp- hische Einführung besonders wertvoll. Alle Quellen sind sorgfältig recherchiert und belegt. Die Arbeit der Herausgeberin Christiane Moll ist großartig. An dieser Arbeit kommt künftig niemand vorbei, der über den Widerstand der „Weißen Rose“ arbeiten will.

Eduard Werner

Wie schwierig die „Entweltlichung der Kirche“ ist, zeigt sich zur Zeit besonders deutlich in der Diözese Augsburg bezüglich des Weltbildverlages, der Neustrukturierung der Pfarreien und der damit verbundenen Absage des Bischofs an Wort-Gottes-Feiern zur flächendeckenden Beibehaltung der sonn- und feiertäglichen Hl. Messe, sowie im Verhältnis zum Verein „Donum Vitae“.

Hier entwickelte sich ein neuerlicher Konflikt, nachdem der ehemalige Kultusminister Professor Dr. Hans Maier in einem kirchlichen Haus eine Vorlesung aus seinen Memoiren halten wollte, die ihm jedoch Bischof Dr. Konrad Zdarsa wegen seiner Zugehörigkeit zu „Donum Vitae“ nicht gestattete. In einem Leserbrief an die „Katholische Sonntagszeitung“ geht der Professor auf die in diesem Zusammenhang neu aufgekommene Diskussion über eine Aussprache mit Kardinal Ratzinger bezüglich des von Rom angeordneten Ausstiegs der Katholischen Kirche aus der Scheinberatung ein.

Prof. Dr. Hans Maier spricht von seiner Frage im Jahre 1999 an den damaligen Kardinal Joseph Ratzinger und jetzigem Heiligen Vater: „Warum Rom die Fristenregelungen in aller Welt offensichtlich ohne besonderen Widerstand hinnehme ..., sich aber geradezu zornig gegen ein Land wende (gemeint ist Deutschland), in dem Abtreibung ausdrücklich als Unrecht bezeichnet werde und wo man versuche, dem Schwangerschaftsabbruch durch Beratung einen Riegel vorzuschieben ...“ und berichtet, dass er die Antwort des Kardinals empörend fand und andeutete: „Das hielte ich für die Antwort des Pilatus. Sei das wirklich die angemessene Haltung der Kirche: sich nur ja nicht einzumischen, damit man am Ende die Hände in Unschuld waschen könne – dafür aber die Engagierten, die eine mögliche Chance nutzen, zu tadeln und sie an ihrem Tun zu hindern.“ Warum nur löste die Antwort des jetzigen Papstes: „Da sind wir nicht involviert“ diese Reaktion aus? Weil sie kurz und bündig die Tatsache anspricht. Niemand kann Rom und den Päpsten vorwerfen, dass nicht oft und drastisch genug gegen den himmelschreienden Mord an Millionen ungeborener Kinder im Mutterleib aufmerksam gemacht und die Regierenden in aller Welt zu entsprechenden Gesetzesänderungen aufgefordert worden wären und Initiativen dagegen verlangt wurden. Was sich jedoch die Kirche in Deutschland erlaubte, ist ein Widerspruch in sich. Das erkannte auch Kardinal Lehmann und sagte am 10. Juni 1992 ganz

klar: Die Kirche könne sich „nicht in ein Verfahren einbinden lassen, das die Ausstellung einer Beratungsbescheinigung zu einer wesentlichen Voraussetzung für die straffreie Tötung eines ungeborenen Menschen macht.“

Wieso er dann als Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz die Kirche weiterhin in der Scheinberatung beließ, obwohl von da an der ausgestellte Schein als alleiniger Türoffner zur straffreien Tötung eines ungeborenen Kindes diente (bisher war noch ein zweites Arztgespräch nach der Scheinvergabe nötig) und so hartnäckig daran festhielt – und man Erzbischof Johannes Dyba, der ausgestiegen war und den Schwangerschafts-Konflikt-Beratungsschein als „Tötungslizenz“ bezeichnete, in die Enge trieb – ist und bleibt ein Rätsel. Diese direkte Einbindung der Kirche in die staatliche Tötungsmaschinerie erforderte ein rigoroses Eingreifen Roms. Schließlich führt jedwede Mithilfe an einer Abtreibung automatisch zur Exkommunikation, was der frühere Augsburger Bischof Dr. Viktor Josef Dammertz schon in seiner ersten Sylvesterpredigt ganz klar herausstellte. Anscheinend erntete er daraufhin heftigen Widerstand, so dass er bei der schriftlichen Veröffentlichung der Predigt verlangte, diesen Satz zu streichen. Nach dem Ausstiegsbefehl durch Papst Johannes Paul II. bekannte er auf Nachfrage der Medien ganz freimütig, dass es besser gewesen wäre, wenn sich die Kirche nie in die ergebnisoffene Beratung des Staates hätte einbinden lassen. Die Kirche hat die Abtreibung stets als „verabscheuungswürdiges Verbrechen“ bezeichnet und war in keinem anderen Land in vergleichbarer Weise mit diesem Verbrechen verwoben. Ob weltweit genug gegen diese Ungeheuerlichkeit getan wurde, wird natürlich immer die Frage bleiben. „Donum Vitae“ kann mit seiner Scheinvergabe jedoch keine Antwort sein. Wenn der Verein bisher keine Zahlen veröffentlichte, wie viele Mütter mit dem Beratungsschein in der Hand die Stelle verlassen, dann sei auf den Test eines Bischofs hingewiesen, der sich vor dem Ausstieg der Kirche einen Tag lang in eine kirchliche Beratungsstelle setzte und erleben musste, dass von zehn Frauen acht den Berechtigungsschein zur Tötung ihres ungeborenen Kindes vor seinen Augen verlangten. Ausstieg aus der Schwangerschaftskonfliktberatung heißt jedoch nicht, dass die Kirche ihre Beratungsstellen nicht mehr weiterführt, sondern nur, dass sie jetzt frei von staatlichen Zwängen zur Abtreibung ist und sich nun auch um die Frauen küm-

mern kann, die unter der Tötung ihres eigenen Kindes schwer leiden und von der Gesellschaft wenig Hilfe und Verständnis bekommen. Wenn nun Prof. Hans Maier sein Bedauern darüber ausspricht, dass es bezüglich „Donum Vitae keinen Frieden in der Kirche gibt“ und von „Irritationen“ spricht, dann ist das angesichts der Sachlage nicht nachvollziehbar. Wenn die Stunde der Erkenntnis über den Wahnsinn und das Ausmaß der vorgeburtlichen Kindstötung kommt, werden die Medien bezüglich der Scheinvergabe schwer über die Kirche Jesu Christi herfallen und auch „Donum Vitae“ wird – weil sich katholisch nennend – nicht ungeschoren davon kommen.

Sofie Christoph

Zwischen dem Schreibverbot gegen Pfarrer Oblinger, das vorrangig wegen seiner Veröffentlichungen in der „Jungen Freiheit“ ausgesprochen wurde, sowie dem Sturm der Entrüstung bezüglich der Abschaffung der Wort-Gottes-Feiern an Sonn- und Feiertagen könnte es einen verhängnisvollen Zusammenhang geben. Wie die Neubesetzung von Wigratzbad, so kam auch das Schreibverbot für Pfarrer Oblinger wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Es ist zu befürchten, dass hier Kräfte am Werk sind, die es darauf abgesehen haben, dass sich unser Bischof sowohl im konservativen, wie auch im progressiven Lager gleichsam Gegner schafft. Die Tatsache, dass die Pläne zur Neuorientierung in den Pfarreien durch eine Indiskretion aus den Kreisen um den Bischof schon Wochen vor der Veröffentlichung des Hirtenwortes zur Fastenzeit in den Medien bekannt gemacht werden konnten, lässt diesen Schluss zu. Die Informationen waren sofort mit böswilliger Kritik am Bischof und seinen Plänen begleitet, und alles wurde von Falschinformationen durchsetzt und massiv aufgebauscht. Der Aufstand unter den Priestern, Dekanen und Laien gegen Bischof Zdarsa ist beispiellos. Die „Pfingsterklärer“, die sich wegen Bischof Mixa, dem Vorgänger des jetzigen Augsburger Bischofs, zielorientiert organisiert haben, sind Umstürzler, die Bischof Mixa wegen seiner Treue zu Papst und Kirche verfolgt haben und es nun mit seinem Nachfolger ebenso handhaben. Sie verweigern den Gehorsam und rufen zum Ungehorsam aller auf. Bischof Zdarsa braucht dringend unser Gebet, ebenso seine Feinde, damit sich die Entweltlichung der Kirche, wie sie der Heilige Vater wünscht, Bahn brechen kann.

Fanny Jakob, 86508 Rehling-Allmering

Erläuterung zum Titelbild



Das Titelbild aus dem Speyerer Evangeliar, geschaffen im Auftrag Kaiser Heinrichs III. (1017 – 1056), zeigt, laut der Beschriftung „Assumptus est Iesus in caelum et sedet a dextris Dei Patris“, die Himmelfahrt Christi.

Auf dem Bild sieht man zwei symmetrisch angeordnete Engel. Schaut man genauer hin, so erkennt man als einzigen, kleinen Unterschied, dass der linke Engel mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand auf Petrus zeigt, was bedeutet, dass nun er die Führung der Kirche übernehmen soll. Petrus wendet die Fläche seiner rechten Hand ablehnend nach außen. Noch traut er sich diesen Auftrag nicht zu. Ganz anders die Kommunikation zwischen Engel und Maria auf der anderen Seite. Sowohl Maria als auch der Engel wenden hier ihre Handflächen nach innen, Zeichen der Übereinstimmung.

Nach der Himmelfahrt muss Petrus die Kirche führen. Deshalb steht er an erster Stelle vor den anderen Aposteln. Auf der anderen Seite nimmt Maria die erste Stelle vor den Aposteln ein, wird sie doch in der Lauretanischen Litanei als „Königin der Apostel“ bezeichnet. Beide Gruppen verweisen auf die Vollgestalt der sakramentalen Kirche, in der Christus gegenwärtig bleibt bezeugt durch Maria und Petrus.

Drei Personen haben ein Schriftstück in der Hand. Dies dürfte ein Hinweis darauf sein, dass an drei Bibelstellen von Christi Himmelfahrt berichtet wird (Mk 16, 19; Lk 24, 51; Apg 1, 9).

Christus steht nur noch mit den Füßen auf der Erde. Sonst wird er schon von den Himmeln, angedeutet durch sieben Halbkreise, umfassen. Diese durchfährt er, um sich „im siebten Himmel“ zur Rechten des Vaters zu setzen.

Veranstaltungen

12. Kongress: **Freude am Glauben**

Die Kirche – mehr als eine Institution

(Benedikt XVI.)

14. – 16. September 2012
in Aschaffenburg, Stadthalle am Schloss

Schirmherrin:

Johanna Gräfin von Westphalen

Eröffnung: Pontifikalamt Freitag 14.09.2012 · 13.30 Uhr
Stiftsbasilika St. Peter und Alexander

S. Exz. Bischof Dr. Friedhelm Hofmann, Würzburg

Abschluss: Pontifikalamt Sonntag 16.09.2012 · 14.00 Uhr
Stiftsbasilika St. Peter und Alexander
S. Em. Walter Kardinal Brandmüller, Rom



Forum Deutscher Katholiken

20. Theologische Sommerakademie in Augsburg 23. Mai bis 25. Mai 2012

Glaube, Hoffnung, Liebe im Horizont der Offenbarung –
Im Dialog Gottes mit den Menschen
Tagung im Haus St. Ulrich, Kappelberg 1
Anmeldung zur Übernachtung: 0821-31520

Hl. Messe zu Ehren des Heiligen Geistes in St. Ulrich und Afra zur Eröffnung der Tagung, Zelebration und Predigt *Bischof Dr. Konrad Zdarsa*;

Prof. Dr. Manfred Spieker: Das Ringen um die Würde des Menschen in Kirche und Gesellschaft;

Prof. Dr. Josef Kreiml: „Am Ende dieser Tage sprach Gott zu uns durch seinen Sohn.“ (Hebr. 1,2) – Die Endgültigkeit der Offenbarung;

Prof. Dr. Manfred Lochbrunner: Durch die Hoffnung sind wir gerettet (Spe Salvi) – Die Enzyklika Benedikts XVI.;

Pater Prof. Dr. Karl Wallner OCist: Der Gregorianische Choral als Weg zur Vertiefung des Glaubens;

Dr. Ursula Bleyenbergh: „Wenn ich den Glauben nicht hätte ...“ Dein Wort ist Licht und Wahrheit;

Dr. Michael Kreuzer: Gott ist die Liebe (Deus caritas est) – Die Enzyklika Benedikts XVI.;

Bischofsvikar Christoph Casetti: Der Glaube gründet in der Botschaft, die Botschaft im Wort Christi (Röm 10,17);

Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus: Die Auferstehung Christi als Grund unserer Hoffnung;

Hl. Messe in St. Ulrich und Afra: Zum kostbaren Blut unseres Herrn Jesus Christus; Zelebration und Predigt: *Prälat Prof. Dr. Anton Ziegenaus*

Veranstalter: Aktionsgemeinschaft (IK) katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg e. V.; **Anmeldung zur Tagung**: 08191-22687

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Augsburg:

Herz-Marien-Sühnesamstag · 05. Mai 2012 · 10:00 Uhr · Wallfahrtsmesse in der Wallfahrtskirche St. Thomas in Gunzenheim · Zelebration und Predigt: S. Exz. Bischof em. Dr. Walter Mixa · 11:30 Uhr · Prof. Dr. Hubert Gindert: Aufbruch im Glauben · Villa Barbara · Hinweise: 08191-22687

Mainz:

09. Juni 2012 · Haus am Dom · 15:45 Uhr · Prof. Dr. Marius Reiser: „Was macht uns selig“ – Die Seligpreisungen Jesu · Hinweise: 06725-4556

Trier:

17. Juni 2012 · 15.00 Uhr · Missionshaus der Weißen Väter, Trier, Dietrichstr. 30 · Gabriele Kuby · „Selbsterkenntnis – Der Weg zum Herzen Jesu“. Vorher ab 14.30 Uhr eucharistische Andacht in der Kirche der Weißen Väter · Hinweise:

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 21.05.2012 · Sühnegebetsstunden · monatliches Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises · Maria-Hilf-Kirche · Euch. Feier, Predigt, Beichte, eucharistische Anbetung · 18:00 - 20:00 Uhr · Hinweise: 02602-7272

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Dekan Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl. Kreuz Str. 1
86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Monika Gräfin Metternich
Franziskanerstr. 1
53113 Bonn
- Prof. Dr. Reinhold Ortner
Birkenstr. 5, 96117 Memmelsdorf
- Dr. Andreas Püttmann
Am Rheindorfer Ufer 6, 53117 Bonn

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“

Die Freunde der tridentinischen Messe möchten wir auf nachstehende Internet Adresse hinweisen, dort können sie aktuelle Orte und Zeiten finden:

<http://www.pro-missa-tridentina.org/heilige-messen/regelmaessige-gottesdienste.htm>

Exerzitien mit Pater James

Manjackal, vom 15. - 17. Juni 2012 in der Benediktinerabtei Schweiklberg, 94474 Vilshofen an der Donau, Diözese Passau, im Sinne eines vertieften Christentums.

Info und Anmeldung: Pater Pius Zeller, OSB, Tel: 08541/209152, oder Pater Matthias Wenig, OSB, Tel: 08541/209104 oder per E-Mail: verwaltung@schweiklberg.de

K-TV



K-TV Deutschland - Information:
Kapellenweg 7a,
D-88145 Opfenbach,
Tel.: 08385/924 98 90
E-Mail: ktv.wigi@googlemail.com
www.K-TV.at

radio horeb



radio horeb - HÖRERSERVICE
Postfach 1165
D- 87501 Immenstadt
Tel + Fax: 08323 9675-110
E-Mail: info@horeb.org
Home: www.horeb.org

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2012



1. Dass in der Gesellschaft Initiativen ergriffen werden, die die Rolle der Familie schützen und stärken.

2. Dass Maria, Königin der Welt und Stern der Evangelisierung, alle Missionare bei der Verkündigung ihres Sohnes Jesus Christus begleitet.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion:Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Schwester Epiphania Pritzl – „Näher mein Gott zu Dir!“

Die Kirche lehrte immer die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Das wurde besonders in Ländern mit verschiedenen Volksgruppen und verschiedenen Sprachen sichtbar. So auch in der früheren Tschechoslowakei. Dort wurden tschechische Priester auch in deutschsprachigen Gemeinden eingesetzt, und umgekehrt konnten tschechische Kinder auch deutschsprachige Klosterschulen besuchen. Diese universale Grundeinstellung empfand die Geheime Staatspolizei (Gestapo) ganz zu Recht als Gegensatz zur NS-Ideologie. Deshalb verfolgten die Nationalsozialisten nach ihrer Machtübernahme 1938 im Sudetenland sowohl die tschechischen als auch die sudetendeutschen Katholiken. Ein Beispiel hierfür ist das Leben der sudetendeutschen Kloster Schwester Epiphania Pritzl.

Sie wurde 1881 im böhmischen Hirschau, der Wiege der Kongregation der Schulschwestern de Notre Dame, als Tochter eines Landwirts geboren. Schon in jungen Jahren trat sie in den Orden der Schulschwestern ein und wurde dort zur Lehrerin ausgebildet. An der Bürgerschule (Realschule) in Marienbad unterrichtete sie mit großem Erfolg, so dass sie schließlich zur Schuldirektorin aufstieg. Viele Sudetendeutsche fühlten sich im damaligen tschechoslowakischen Staat benachteiligt und begrüßten deshalb die Angliederung des Sudetenlandes an das Deutsche Reich am 1. Oktober 1938. Für die Klosterschwestern begann jedoch bald eine Leidenszeit. Denn die Schwestern erhielten schon wenige Monate später ein Unterrichtsverbot. Ihre Schulen und Kindergärten mussten sie an die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt abgeben. Ein Gestapo-Mann

legte den Schwestern nahe, „dass sie doch einsehen müssten, dass ihr Orden jetzt zwecklos sei, nachdem sie doch nie mehr unterrichten könnten“. Nun versuchten die Schwestern ihren Broterwerb als Haushaltshilfen oder Bürohilfen zu finanzieren. In dieser schwierigen Situation wurde Schwes-



ter Epiphania zur Provinzoberin, zur Chefin der Klöster in der Provinz Marienbad, ernannt. Nach der Niederlage von Stalingrad 1943 geriet das NS-Regime in Panik und verschärfte daher die Maßnahmen zur Abschreckung innerer Feinde. Eine Zeitzeugin notierte: „Die Gestapo sucht beständig nach einer Gelegenheit, um die Schwestern irgendwie schuldig erscheinen zu lassen.“ Zur Überprüfung des Schriftverkehrs gab es Hausdurchsuchungen. Die Schwestern waren der Willkür der Gestapo wehrlos ausgesetzt. Ihnen wurde auch das Reisen verboten und vor allem die Aufnahme neuer Mitglieder in die Klöster der Schulschwestern. Am 26.10.1943 wurde die Oberin Epiphania zur Gestapo in Karlsbad

vorgeladen, weil in einem ihrer Klöster zwei Kandidatinnen heimlich aufgenommen worden waren. Die beiden neuen Schwestern mussten wieder weggeschickt werden. Die Oberin Epiphania empfand diesen Tag als ihren Karfreitag, weil ihr der Ordensnachwuchs sehr am Herzen lag. Wenige Tage später wurde die Provinzoberin wieder telefonisch zur Gestapo befohlen. Die Schwestern ahnten nichts Gutes. Während Epiphania in die Hauskapelle ging und vor dem Tabernakel kniend betete, packten ihre Mitschwestern rasch einen kleinen Koffer für sie. Dann kaufte sie am Bahnhof vorsorglich eine Rückfahrkarte Marienbad/ Karlsbad. Die Karte für die Rückfahrt brauchte sie jedoch nicht mehr. Auf der Gestapo-Leitstelle in Karlsbad wurde Epiphania gleich verhaftet und in ein Gefängnis gebracht. Am 28. Februar 1944 wurde Epiphania ins Frauen-KZ Ravensbrück in Mecklenburg überführt. Ihr Leiden dort nahm sie an in der festen Überzeugung, dass es im Anblick der Ewigkeit besser ist, Opfer zu sein als Opfer zu bringen. Sie glaubte, dass „im rechten Leiden ein Leisten liegt“. Wer von Gott zum Leiden auserwählt wird, muss den bitteren Kelch bis zur Neige trinken. Schon am 18. März 1944 erlag Schwester Epiphania in Ravensbrück den grauenhaften Bedingungen des Lebens im KZ. Eine Frau, die allen ein Segen sein wollte, musste von Menschen so Schreckliches erfahren. Als die Todesnachricht in ihrem Kloster in Marienbad eintraf, verbot die Gestapo, ein feierliches Requiem zu zelebrieren. Während der sonst stillen Messe intonierte der Organist in vielen Variationen das Lieblingslied der Schwester Epiphania „Näher mein Gott zu Dir.“

Eduard Werner